

## REZENSIONEN

### A. Allgemeines

VSWG 103, 2016/2, 214–215

Thomas Großmann

#### **Fernsehen, Revolution und das Ende der DDR**

(Medien und Gesellschaftswandel im 20. Jahrhundert 3). Wallstein, Göttingen 2015, 296 S. (50 Abb., 6 Grafiken), 34,90 €.

Unzweifelhaft hat die Friedliche Revolution 1989/90 in der DDR durch ihre intensive mediale Begleitung eine eigene Dynamik entwickelt. Welche Rolle dabei die Fernsehnachrichten des bundesdeutschen und des DDR-Fernsehens spielten, analysiert der Kommunikationswissenschaftler Thomas Großmann in seiner Publikation. Er sucht nach den Bildern und Berichten, die „die Fernsehnachrichten zum mobilisierenden Faktor in der Revolution“ machten, und fragt nach deren nachhaltigen Effekten. Ihn interessieren die Bedeutung „einer freien, reflexiven Öffentlichkeit bei der Überwindung der SED-Herrschaft“ wie auch der Einfluss des Westfernsehens auf „Flucht und Widerspruch“ aus und in der DDR. Zugespitzt fragt er: „Hat das Fernsehen der Bürgerbewegung im Herbst 1989 zum Durchbruch verholfen?“ (S. 10) Seine Antwort geht von relevanten medientheoretischen Ansätzen aus – von denen jedoch nur das Frame-Konzept (Deutungsmuster zur Sinngebung und Bewertung von Themen) durchgängig in seine Untersuchung einfließt – sowie von einem problemorientierten Aufriss der DDR-Gesellschaft der 1980er Jahre, in der sich ein Aufbegehren „gegen die Zwänge und Normen der Kollektive, die etablierten Diskursregeln der Gesellschaft [...] schon länger angedeutet“ habe (S. 27). Großmann stellt der den „Kriterien Realität, Relevanz und Wahrhaftigkeit“ verpflichteten Berichterstattung von ARD und ZDF die des DDR-Fernsehens gegenüber, die „eine Wirklichkeit darstellen [sollte], die der SED-Herrschaft nützlich erschien“ (S. 52). Als „integraler Bestandteil des Partei- und Staatsapparates“ sowie dessen „Instrument zur Steuerung und Formung der Gesellschaft“ (S. 53) scheiterte der Partiejournalismus der DDR 1989 gemeinsam mit seinen Auftraggebern. Doch schon lange zuvor entflohen die Zuschauer den DDR-Medien allabendlich per Knopfdruck in Richtung Westen; zumindest was die politischen Informationssendungen betraf. Nur knapp zehn Prozent der Fernsehhaushalte schalteten im Durchschnitt die Hauptsendung der „Aktuellen Kamera“ ein, während „Tagesschau“ und „heute“ im Sommer 1989 für die DDR-Bürger endgültig zur eigentlichen Informationsquelle über ihr Land und die Vorgänge ringsum wurden.

Großmanns detaillierte Analyse, für die er nicht nur die TV-Sendungen, sondern auch Eingaben der Bürger sowie interne SED- und MfS-Berichte auswertete, setzt mit den Kommunalwahlen am 9. Mai 1989 ein. Couragierte Bürger machten den von ihnen landesweit dokumentierten Wahlbetrug publik; auch (aber nicht nur) via Westfernsehen. Der Imageschaden für die SED-Führung war enorm.

Glanzstück des Buches ist zweifellos die Untersuchung der medialen Berichterstattung über die

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

Besetzung der bundesdeutschen Botschaften. Neben Budapest und Prag wird hier zudem das oft vernachlässigte Warschau einbezogen. Großmann zeigt, wie die Berichte von ARD und ZDF über die Flüchtlingswelle „sowohl zu einem weiteren Anschwellen des Exodus als auch zu einer verstärkten Erosion der SED-Herrschaft“ führten (S. 275). Weniger gelungen ist die Analyse des Zusammenspiels von DDR-Opposition und Westkorrespondenten. Zu einseitig fokussiert der Autor sich auf Letztere. Ihre Beiträge konnten im Herbst 1989 aber nur solch „herausragende Bedeutung“ (S. 160) erhalten, weil Bürgerrechtler durch ihre mutigen Aktionen die Vorlagen dafür schufen und zugleich die Westkorrespondenten gezielt darin einbanden. Während des mehrwöchigen Leipzig-Drehverbots für ARD und ZDF waren sie zudem aktive Foto- und Informationslieferanten für die Sender; so u. a. für die Tagesschau am 19. September (vgl. Abb. 20) sowie am 3. Oktober 1989. Großmann hinterfragt die Herkunft der dort gezeigten Bilder jedoch nicht. Fehlerhaft ist zudem die zeitliche Zuordnung von Beiträgen: So wurde der von den Bürgerrechtlern Siegbert Schefke und Aram Radomski illegal gedrehte Film von der entscheidenden Leipziger Montagsdemonstration vom 9. Oktober 1989 nicht am selben Tag, sondern erstmals am nächsten Abend in den Tagesthemen ausgestrahlt, bevor er weltweite Verbreitung fand. Insgesamt gelingt es Großmann dennoch, die „Parallelität medialer und realer Ereignisse [...], die sich wechselseitig verstärkt“ haben (S. 274), für den Herbst 1989 deutlich zu machen.

BERND LINDNER

Leipzig

VSWG 103, 2016/2, 215–217

Eugen Kotte (Hg.)

**Geschichte in Bildern – Bilder in der Geschichte. Fallbeispiele zur historischen Bildforschung**

(Kulturwissenschaft(en) als interdisziplinäres Projekt 7). Lang, Frankfurt a. M. u. a. 2014, 161 S., 39,95 €.

Bilder als Quellen der Geschichtswissenschaft stehen seit dem kulturwissenschaftlichen *iconic turn* zumindest in Teilen der Disziplin, vor allem aber in der Geschichtsdidaktik, hoch im Kurs. Nicht mehr allein auf ihre Anschauungs- und Illustrationsfunktion reduziert, werden Bilder seither als Medien der Erinnerungskultur ernstgenommen, die Einfluss auf Sehweisen, Wahrnehmungs- und historische Deutungsmuster nehmen. Der Geschichtsdidaktiker Eugen Kotte hat im zu besprechenden Sammelband nun eine Vechtaer Ringvorlesung zusammengefasst, die nicht primär Übersicht sein kann und will, sondern epochenübergreifend anhand konkreter Fallbeispiele vertiefende Einblicke in die Wirkmechanismen bildlicher Darstellungen ermöglicht. Von Kotte kundig wie konzise eingeführt, befassen sich seine Mitstreiter/innen Susanne Richter (Heidelberg), Daniela Kneißl (Bonn), Fabian Münch (Augsburg/Kaufbeuren), Lukas Aufgebauer (Vechta) sowie Silke Horstkotte (Leipzig) mit Bildmotiven aus verschiedenen Zeiten und Ländern sowie deren jeweiligen Rezeptionshintergründen. Die methodischen Ansätze der Untersu-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

chungen bieten unterschiedliche Perspektiven auf diese Themenvielfalt, was auf der einen Seite dem Format der Ringvorlesung – insgesamt ein anregender „Kessel Buntes“ – geschuldet ist, auf der anderen Seite jedoch die Anschlussfähigkeit des Buches ein wenig einschränkt. Für diejenigen allerdings, denen über spezifisches Fachinteresse hinaus an übergreifenden Vermittlungshorizonten gelegen ist, lässt sich die Bedeutung der *Visual History* als verbindende Klammer der einzelnen Fallbeispiele ausmachen.

Da geht es beispielsweise um das Bild als wirkmächtiges Gedächtnismedium und im Falle des Beitrags zu Reinhard Jirgls Roman „Die Stille“ (S. Horstkotte) um das Foto, oder genauer das arrangierte Familienalbum als kritische empirische Substanz literarischer Auseinandersetzung mit analoger Fotografie. Die politische Wirkkraft symbolisch besetzter Motive in bildlichen Darstellungen zeigt Susanne Richter am Beispiel des im Kupferstich festgehaltenen symbolischen Pflügens eines Ackers durch den französischen Dauphin und späteren König Ludwig XVI. Mit diesem, aus der chinesischen Tradition übernommenen Bildmotiv versuchten die französischen Physiokraten zur Regierungszeit Ludwigs XV. in einer öffentlichkeitswirksamen Kampagne, das Königshaus als Kopf einer Agrarwende darzustellen. Pflügen und Arbeiten (für den Adel eigentlich Undinge) waren plötzlich modern, und deren mediale Inszenierung, so das Kernargument der Verfasserin, habe politische Wirklichkeit konstruieren können. Dass sich wiederum politische Realitäten in Abbildungen niederschlagen, zeigt Daniela Kneißl, indem sie die Licht-Finsternis-Metaphern in Karikaturen der Dritten Französischen Republik als Kommentare zu politischen wie sozialen Verwerfungen und Modernisierungsprozessen der Zeit interpretiert. Ähnliches zeigt Lukas Aufgebauer für Otto Dix' Triptychon „Der Krieg“. Dies sei zwar natürlich Verarbeitung autobiographischen Erlebens im Ersten Weltkrieg, aber vor allem Kommentar gegen zeitgenössische Strömungen, schon wieder Opferbereitschaft zu fordern, diesmal im Kampf um Rasse und Lebensraum. Diese Bedeutungsebene leuchtet einerseits ein, auch weil Aufgebauer sie in einer ausführlichen und nicht allein für den Geschichtsunterricht beispielhaften Interpretation herausarbeitet. Andererseits erscheint es problematisch, Dix zumindest latent als einen Antikriegskünstler, Pazifisten oder gar aktiven Antifaschisten verstehen und politisch korrekt vermitteln zu wollen.

Die Beiträge von Herausgeber Eugen Kotte und Markus Münch führen dem Leser – und das spiegelt noch einmal die Stärke des Bandes im Ganzen wider – exemplarisch das Potential einer methodisch sauberen Annäherung an den Bildgegenstand vor Augen. So analysiert Münch australische Historienbilder, welche die gescheiterte Willis-Burke-Expedition darstellen und daraus einen nationalen Opfermythos konstruierten bzw. ihn über Generationen hinweg perpetuierten. Kotte widmet sich dem Bild „Bitwa pod Grunwaldem“ des polnischen Malers Jan Matejko – dem national sinnstiftenden Identitätsbild der Polen noch bis in unsere Tage hinein. Über die eher klassischen, in Anlehnung an die Kunstgeschichte (Panofsky) vorgenommenen Schritte: Beschreibung, Inhaltsanalyse, Kontextualisierung sowie Interpretation und dabei kritisch gegenüber Pandels Einwand einer möglichen „nicht-narrative[n] Struktur“ solcher Bilder, veranschaulicht Kotte, wie die „Schlacht bei Tannenberg“ (1410), polnisch „Grunwald“, durch bildliche Überhöhung (und Verzerrung) unverlierbar ins kollektive Gedächtnis der Polen eingeschrieben und für die Stärkung einer durch multiple Besatzungsmächte bedrohten und diese zugleich bedrohenden nationalen Identität fruchtbar gemacht wurde. Schade nur, dass der Verlag (für den nicht gerade billigen Band wäre das zu erwarten gewesen) es nicht für nötig befand, den Texten Bildreproduktionen von ansprechender

Qualität und Größe beizugeben. Im Falle des im Original 5x10 Meter großen Monumentalgemäldes Matejkos ist das besonders bedauerlich.

MATTHIAS STEINBACH  
Braunschweig / Wittmar

VSWG 103, 2016/2, 217–218

Roland Sennewald

**Das kursächsische Heer im Dreißigjährigen Krieg 1618–1648**

Zeughaus, Berlin 2013, 688 S. (zahlr. Abb.), 109,90 €.

Roland Sennewald

**Die kursächsischen Feldzeichen im Dreißigjährigen Krieg 1618–1648**

Zeughaus, Berlin 2013, 191 S. (zahlr. Abb.), 49,90 €.

Eine zusammenhängende Darstellung der Geschichte des kursächsischen Heeres im Dreißigjährigen Krieg ist ein Desiderat moderner militärgeschichtlicher Forschung. Wer sich im Überblick informieren möchte, ist zumeist auf ältere Werke des 19. und frühen 20. Jh.s angewiesen. Vor diesem Hintergrund weckt der gleichnamige Titel des voluminösen Bandes von Roland Sennewald Interesse. Er ist von seiner äußeren Aufmachung her ein Schwergewicht, gedruckt im Großformat (32 x 24 cm) und fest eingebunden. Schon beim ersten Durchblättern fallen die zahlreichen, fast durchweg farbigen und ebenfalls großformatigen Abbildungen auf. Sie sind den einzelnen Kapiteln systematisch zugeordnet. Es ist ein großes Verdienst des Werkes, dass auf diese Weise wichtige Bildquellen zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges gesammelt zur Verfügung gestellt werden. Ebenso ist es zu loben, dass sehr viel ungedrucktes sowie gedrucktes Quellenmaterial aufgespürt und über entsprechende Verzeichnisse nachgewiesen wird. Bruchstücke dieser Quellen haben darüber hinaus in Form von Quellenzitaten und -exzerpten Eingang in den darstellenden Teil der Arbeit gefunden. Durch diese wichtigen Orientierungshilfen wird die zukünftige Forschung sicher erleichtert.

Was man von Sennewalds Arbeit allerdings nicht erwarten kann, ist eine geschichtswissenschaftlich angemessene, fachlich fundierte Aufarbeitung der Thematik. Der Verfasser ist Autodidakt, hat nie Geschichte oder ein benachbartes Fach studiert. Dementsprechend ist er auch weder mit den fachwissenschaftlichen Standards vertraut (zum Beispiel werden Quellen und Literatur nicht unterschieden, Nachweise erfolgen in der Regel ohne konkrete Seitenangabe), noch ist er in der Lage, die hochkomplexen politischen, ökonomischen sowie kulturellen Zusammenhänge des Dreißigjährigen Krieges angemessen zu erfassen und in die Darstellung einfließen zu lassen. Da auch keine, wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht werdende Auseinandersetzung mit der Fachliteratur erwartet werden konnte, ist letztlich eine sehr eigenwillige Sicht der Dinge entstanden. Sie ist im Grundsatz geprägt von einer traditionellen Vorstellung von Militärgeschichte, die sich vorrangig an Ereignissen, Operationen und dem Wirken großer Persönlichkeiten orientiert. Dementsprechend ist der Hauptband über weite Strecken chronologisch geordnet – entlang der großen Feldzüge und Schlachten, die das kursächsische Heer zu bestehen hatte. Gleichwohl werden am Ende des darstellenden Teils

etwa 150 Seiten genutzt, um quer dazu liegende Themen wie etwa Werbung, Besoldung und Verpflegung, Signale, Artilleriewesen sowie Musik zu behandeln. Die zuvor genannten Einschränkungen hinsichtlich der wissenschaftlichen Nutzbarkeit gelten allerdings auch hier.

Der zweite Teil der Publikation liegt in einem separaten Band in gleicher Aufmachung und Ausstattung vor. Hier wendet sich der Verfasser mit großer Akribie einem sehr interessanten Spezialthema zu – den Feldzeichen des kursächsischen Heeres im Dreißigjährigen Krieg. Sie waren dazu bestimmt, die Zugehörigkeit zu einer Kriegspartei kenntlich zu machen. Ist der Begriff des Feldzeichens als ein militärisches Abzeichen grundsätzlich weiter gefasst, erfolgt bei Sennewald – sicher auch quellenbedingt – eine Konzentration auf Fahnen und Standarten. Das allermeiste, was hier gesammelt und in drucktechnisch hervorragender (Bild-)Qualität präsentiert wird, ist bisher noch nirgends veröffentlicht worden. Damit wird eine ausgezeichnete Grundlage für die vor allem kunst- und kulturgeschichtlich relevante Auseinandersetzung mit dem Thema gelegt. Einige wichtige Erläuterungen zu Bestandteilen, Material und Größe, aber auch zur Bedeutung der Feldzeichen werden bereits in der Arbeit geboten.

Sennewalds Bände sind das Ergebnis einer langjährigen Sammeltätigkeit. Mit ihnen liegt zwar keine neue, wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht werdende Gesamtdarstellung zum kursächsischen Militär in der ersten Hälfte des 17. Jh.s vor, aber es werden viele wertvolle, zum Teil auch neue Bausteine geliefert, die helfen können, die Forschungslücke in absehbarer Zeit zu schließen.

STEFAN KROLL

Rostock

VSWG 103, 2016/2, 218–219

Helge Wittmann (Hg.)

**Tempi passati. Die Reichsstadt in der Erinnerung. 1. Tagung des Arbeitskreises „Reichsstadtschichtforschung“, Mühlhausen 11. bis 13. Februar 2013**  
(Studien zur Reichsgeschichte 1). Imhof, Petersberg 2014, 288 S. (zahlr. Abb.), 29,95 €.

Im November 2011 gründete sich mit Unterstützung der Friedrich-Christian-Lesser-Stiftung im thüringischen Mühlhausen der Arbeitskreis „Reichsstadtschichtforschung“. Er hat sich zum Ziel gesetzt, die Geschichte von Reichsstädten oder „ganzer Reichsstadtschichtlandschaften“ zu erforschen und darzustellen. Zu diesem Zweck ist beabsichtigt, jährlich wissenschaftliche Tagungen durchzuführen. Im Februar 2013 fand die erste Veranstaltung dieser Art statt. Sie stand unter dem Motto „Die Erinnerung an die eigene reichsstädtische Vergangenheit“ und sollte ein breites Spektrum an möglichen Fragestellungen abdecken. Sind Konjunkturen der reichsstädtischen Erinnerung feststellbar? Gab es bestimmte Aspekte, die besondere Aufmerksamkeit fanden oder auch instrumentalisiert wurden? Wer waren die Träger des Geschichtsbewusstseins und welche politische Relevanz besaßen die Geschichtsbilder der reichsstädtischen Vergangenheit? Diese und weitere Fragen standen im Mittelpunkt der Tagung, deren Beiträge jetzt in gedruckter Form vorliegen. Als Referentinnen und Referenten konnten jeweils ausgewiesene Fachleute gewonnen werden, die sich für

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

ihre Untersuchung zumeist auf eine einzelne Stadt konzentrierten. Im Einzelnen wurden die ehemaligen Reichsstädte Wetzlar, Bad Wimpfen, Eger, Nordhausen, Mühlhausen, Dortmund, Worms, Speyer, Ulm, Lübeck, Hamburg und Frankfurt am Main berücksichtigt. Hinzu kamen – quasi als Sonderfall – die eidgenössischen Städte, deren reichsstädtische Vergangenheit(en) bereits Mitte des 17. Jh.s geendet hatte(n), während für die meisten deutschen Städte die Mediatisierung in den Jahren 1802 bis 1806 als maßgeblicher Einschnitt gelten muss.

André Holenstein wertet in seinem Beitrag auch mehrere bildliche Darstellungen aus – was übrigens ein Qualitätsmerkmal vieler Beiträge des Bandes ist. Ein Ergebnis seiner Untersuchung lautet, dass angesichts realer politischer Marginalisierung besonders die kleineren Städte nur noch symbolisch auf ihre ehemalige Unmittelbarkeit zu Kaiser und Reich Bezug nehmen konnten. Nicht alle Autoren haben sich tatsächlich intensiver mit dem vorgegebenen Thema „Erinnerung“ auseinandergesetzt. So zeichnen die Aufsätze von Lorenzen-Schmidt zu Hamburg und von Habershauer zu Bad Wimpfen in der Hauptsache „nur“ die jeweilige reichsstädtische Geschichte nach. Zu bemerkenswerten Erkenntnissen kommt demgegenüber Hammel-Kiesow, der überzeugend die wechselhaften Konjunkturen bei der Verwendung der Attribute „Reichsstadt“ und „Hansestadt“ für das norddeutsche Lübeck analysiert. Dominierte über Jahrhunderte die reichsstädtische Identität, führte der Verlust der Eigenständigkeit 1937 dazu, dass nach Ende des Zweiten Weltkrieges die vielfältig verformte Erinnerung an die Hanse in den Vordergrund rückte. Heute fast schon kurios mutet die Rückbesinnung der Industriestadt Dortmund auf ihre reichsstädtische Vergangenheit an, die anlässlich des Kaiserbesuchs im Jahr 1899 auf besondere Weise zelebriert wurde (Aufsatz von Thomas Schilp). So entstand etwa für den Empfang Wilhelms II. das längst abgebrochene Burgtor aus Holz, Leinwand, Pappmaché, Farbe und Kleister neu, während das im selben Jahr erbaute Hafenanlage ein besonderes Fußbodenmosaik erhielt – es zeigte eine mittelalterliche Hansekogge, auf dessen großem Segel das Dortmunder Wappen stark hervorgehoben ist. Mit dieser historisierenden Rekonstruktion wollten die städtischen Honoratioren Dortmund in der Tradition der mittelalterlichen Reichs- und Hansestadt erscheinen lassen.

Zu den übergreifenden Befunden des Bandes, der durch einen bilanzierenden Beitrag von Stephan Selzer abgeschlossen wird, zählt eine Bewertung, die Marina Stalljohann-Stemme in ihrem Aufsatz über die frühneuzeitlichen Erinnerungen an den Beginn der reichsstädtischen Zeit in Frankfurt am Main herausgearbeitet hat. Sie betont den Einfluss der Textsorten für die Interpretation der frühneuzeitlichen Quellen: Historiographie, Städtelob, Reisebericht sowie Reisedichtung beförderten auf jeweils unterschiedliche Weise das Tradieren und die Kontinuität bestimmter Topoi – durchaus unabhängig von der historischen Entwicklung. In diesen Kontext gehört etwa auch die Verbreitung der älteren Vorstellung vom Niedergang der Reichsstädte in der Frühen Neuzeit.

Da es bei einem so breiten und vielschichtigen Thema wie „Erinnerung“ von vornherein um kein abschließendes Gesamtbild gehen konnte, ist es am Ende nur von Vorteil, dass die Autoren für die Untersuchung „ihrer“ Stadt oftmals unterschiedliche Zugänge gewählt haben. Damit ist eindrucksvoll das breite Spektrum möglicher Fragestellungen und Herangehensweisen deutlich gemacht sowie zu weiterführender Forschung angeregt worden – sicher ganz im Sinne des neu gegründeten Arbeitskreises.

STEFAN KROLL

Rostock

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

## B. Allgemeine Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

VSWG 103, 2016/2, 220–221

Dagmar Bellmann

### Von Höllengefahrten zu schwimmenden Palästen. Die Passagierschiffahrt auf dem Atlantik 1840–1930

Campus, Frankfurt a. M. 2015, 414 S. (16 Abb., 9 Tab.), 45,00 €.

Die Geschichte der Passagierschiffahrt auf dem Nordatlantik hat viele Historiker und Laienforscher zu allen Zeiten fasziniert. Autoren haben sich mit den Unternehmensgeschichten einzelner Reedereien, die auf dem Nordatlantik aktiv waren, mit der Auswanderung, den Vergnügungsreisen auf Kreuzfahrtschiffen, mit der Entwicklung der Schiffstypen und ihrer Innenarchitektur, mit der Bordfotografie oder der Schiffsporträtmalerei befasst, so dass man meinen könnte, alles Wesentliche sei gesagt. Dass man jedoch weitere Facetten gewinnbringend untersuchen kann, belegt die vorliegende Dissertation, die im Rahmen des Graduiertenkollegs „Topologie der Technik“ an der TU Darmstadt entstanden ist. Die Seereise ist im Gegensatz zur Reise an Land eine besondere Form mittels eines künstlich geschaffenen Raums inmitten einer menschenfeindlichen Umgebung; die Reisenden befinden sich „in einer Übergangsphase im Niemandsland [...]“; dieser ambivalente Zustand des ‚Dazwischenseins‘ verlangt nach Bewältigungsstrategien, die es möglich machten, eine Reise positiv zu erleben“ (S. 10). Diese sich ändernden Beziehungen zwischen den Reisenden, Schiff und Meer stehen im Mittelpunkt des Forschungsvorhabens. Im Untersuchungszeitraum kristallisieren sich drei Phasen heraus, in denen sich ein Wahrnehmungswandel festmachen lässt. Drei maßgebliche Umstände filtert die Autorin heraus: die von Journalisten, Schriftstellern und Reedereien verbreiteten Vorstellungen (sie benutzt den Begriff „Imaginationen“), die veränderten räumlichen Einrichtungen an Bord, die zu mehr Komfort, mehr Schutz, mehr Fürsorge führten und aus „Höllengefahrten“ (die Autorin nennt auf Grund der Beschreibung der Erlebnisse des Reisenden R. W. Walker auf dem Dampfer SERVIA die Schiffe Höllengefahrte, S. 86) schwimmende Paläste werden lassen, und drittens die neu sich entwickelnde soziale sowie kulturelle Praxis an Bord.

Grundlage ihrer Forschung sind Reiseberichte, Presseartikel, Reedereiveröffentlichungen, die aus den literarischen Bureaus stammten, sowie Korrespondenzen. In ihrer Analyse bedient sie sich des Konzepts der Liminalität des Ethnologen Victor Turner, um den Schwellenzustand zu charakterisieren, in dem sich Reisende auf dem Meer befinden, sowie der von Hayden White entwickelten Narrativstrukturen. Nach White sind die Darstellungsweisen (emplotments) in Beziehung zu den dahinterstehenden Weltbildern zu setzen. Hinter der Romanze liegt ein formalistisches, hinter der Tragödie ein mechanistisches, hinter der Komödie ein organisches Argumentationsmuster (S. 104).

Nach der Einleitung wird in drei Kapiteln das Tableau des Forschungsgegenstands ausgebreitet: 2) Die Passagierschiffahrt auf dem Atlantik, 3) Konsum und Tourismus sowie 4) Der Passagier als Mensch. In den Kapiteln 5 bis 9 werden die Imaginationen in der Presse, in der Fiktion, in der Werbung sowie in der Reiseliteratur dargestellt und analysiert. Das 10. Kapitel ist dem begrenzten Raum des Schiffes und dem Gefährdungspotential sozialer Konflikte gewidmet, dem die Reedereien durch geschickte Raumaufteilung begegnen wollten. Das Fazit im Kapitel 12 umfasst sechs Seiten.

Ohne Zweifel verdient das Bestreben der Autorin, sich einen methodisch und konzeptionell

verlässlichen Zugriff auf ihr Thema zu verschaffen, große Anerkennung. Ihre Analyse führt zu neuen Erkenntnissen, und dennoch bleibt vieles offen. Das liegt vermutlich einerseits an der schmalen und sehr heterogenen Quellenbasis, was die persönlichen Reiseberichte und Tagebücher einzelner Reisender angeht, sowie andererseits an der unkritischen Propagandaliteratur und Presseüberlieferung. Der Aspekt des Schiffes als *human bulk carrier* für billige Passagen und das Aufkommen eines maritimen Tourismus bleiben unterbelichtet. Insgesamt verliert die Autorin die Tourismusgeschichte im Verlaufe der Arbeit aus den Augen, um dann im Fazit noch einmal auf den heutigen Tourismus und dessen Auswirkungen auf das Bordleben zu sprechen zu kommen. Hinter dem postulierten Antagonismus zwischen Reedereien und den Passagieren, deren Interessen oft nicht dieselben waren, ist ein Fragezeichen zu setzen. Für beide Protagonisten war eine sichere, schnelle und angstfreie Überfahrt gleichermaßen wichtig. Die technischen und architektonischen Entwicklungen im Dampfschiffbau treten zugunsten des im Vordergrund stehenden Zusammenspiels von Imagination, Raum und Praxis zurück. Die Gefahren, die darin liegen, dass man sich als Historiker methodischer Elemente z. B. aus der Literaturwissenschaft bedient, sollten nicht unterschätzt werden. Kleine Unsicherheiten – z. B.: Expansionsmotoren (!) (S. 32), die Bezeichnung „Packet“ stammt aus der Segelschiffszeit, als zu Paketen zusammengeschnürte Post transportiert wurde (S. 36) oder das falsche Gründungsjahr des NDL (S. 37) – ändern nichts daran, dass Bellmann eine höchst interessante Analyse vorlegt, die in der weiteren Erforschung der Passagierschiffahrt auf dem Atlantik wissenschaftliche Wahrnehmung verlangt. Mögliche weitere Themen benennt die Autorin auf der letzten Seite ihres Buches, denn ihr ist klar, dass z. B. zwölf Seiten, von denen zwei ganzseitige Abbildungen sind, nicht ausreichen, um dem „Kapitän als Institution“ gerecht zu werden. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis beschließen den Band, der leider kein Sachregister hat.

LARS U. SCHOLL  
Loxstedt

VSWG 103, 2016/2, 221–223

Dietmar Grypa

**Fremdarbeiter und Kriegsgefangene im Werk Burghausen der Dr. Alexander Wacker Gesellschaft für elektrochemische Industrie (1940–1945)** (Burghauser Geschichtsblätter 55). Stadt Burghausen, Burghausen 2014, 155 S., 8,00 €.

Seit Mitte der 1990er Jahre die ersten grundlegenden Studien zur NS-Zwangsarbeit in deutschen Industrieunternehmen erschienen,<sup>1</sup> hat sich dieses Forschungsfeld erheblich ausdifferenziert. Besonders seit der Debatte um die Entschädigung der NS-Zwangsarbeitenden und der Gründung der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ sind auch die Perspektiven der Zwangsarbeitenden selbst und der Erinnerung und Aufarbeitung dieses Teils der NS-Geschichte sichtbar geworden. In die dabei entstandene komplexe Forschungslage fügt sich der vorliegende Band nur bedingt ein; er versteht sich in gewisser Weise eher als Kontrapunkt zur Mehrzahl der vorliegenden Publikationen.



Es handelt sich um eine Veröffentlichung zum 100-jährigen Firmenjubiläum der ‚Wacker Chemie AG‘ in Burghausen und bildet den dritten Teil lokalhistorischer Arbeiten des Autors zu Burghausen im Nationalsozialismus. Unter Verzicht auf eine Einordnung in den Forschungsstand wird das Buch mit dem hohen Anspruch eröffnet, „zahlreiche ‚Legenden‘ aus[zu]räumen und der jüngeren Generation [zu] erzählen, ‚wie es eigentlich gewesen‘ ist“ (S. 13), wobei Ranke einmal mehr verkürzend als reiner Gewährsmann eines überspitzten Quellenpositivismus bemüht wird.

„Legenden“ meint hier – wie schnell klar wird – jedoch nicht die jahrzehntelangen apologetischen Denkmuster der Mehrheit der deutschen Bevölkerung, nach der die Zwangsarbeit eine selbstverständliche Begleiterscheinung des Krieges gewesen sei, oder jene eines Großteils der deutschen Wirtschaft, die sich lange als bloß ausführendes Organ einer ausschließlich staatsbestimmten Arbeits-einsatzpolitik darstellte, sondern eher Aspekte des kritischen Diskurses, der in den letzten 20 Jahren zum Thema entstanden ist. So wird eingangs die Verwendung des Begriffes „Zwangsarbeiter“ mit Verweis darauf abgelehnt, dass auch Ausländer aus mit Deutschland verbündeten Ländern in Burghausen tätig waren. Der Autor übergeht dabei allerdings, dass dieser Personenkreis bereits im Sommer 1942 nur noch 14 Prozent der ausländischen Belegschaft ausmachte (S. 96). Hinzu kommt, dass die ab Sommer 1943 aus dem zu diesem Zeitpunkt nicht mehr verbündeten Italien nach Burghausen gekommenen italienischen Militärinternierten – wie auch eine Vielzahl der anderen ausländischen Arbeitskräfte bei Wacker ab 1942 und auch die ab 1944 eingesetzten deutschen Strafgefangenen – sehr wohl als Zwangsarbeitende anzusehen sind. Mark Spoerers Standardwerk zum Thema hat hier bereits 2001 hinreichend Klarheit geschaffen.<sup>2</sup> Als Beispiel der Entkräftung von Legenden wird dann angeführt, dass ausländische Arbeitskräfte unter bestimmten Bedingungen den gleichen Lohn wie deutsche erzielen konnten (S. 13), wobei es sich allerdings um keine neue Erkenntnis handelt.<sup>3</sup> Dennoch sind die Gegenüberstellungen der länderspezifischen Entlohnungen im Detail aufschlussreich.

Mit dem Verweis auf eine Darstellung „aus der Perspektive der damaligen Menschen“ (S. 13) wird dann eine einseitige Privilegierung der Sicht der Firmenleitung, der DAF sowie der mit dem so genannten „Reichseinsatz“ beschäftigten Behörden des NS-Staats eingeführt und durchgehalten. Die ausländischen Arbeitskräfte haben in dieser Arbeit kaum eine eigene Stimme, es sei denn, um vereinzelt die ungewöhnlich gute Behandlung, die ihnen offenbar bei Wacker in Burghausen widerfahren ist, zu belegen. Diese Perspektive ermöglicht zwar manche Einblicke in die Handlungsspielräume der deutschen Akteure im Umgang mit den ausländischen Arbeitskräften vor Ort, deren Betriebsalltag mit seiner Mischung aus Zumutungen, Entziehungsversuchen und Zonen reibungs- armer Zusammenarbeit wird aber nur indirekt anschaulich.

Zum Abschluss des Buches gibt es kein Fazit oder einen Ausblick auf die Nachgeschichte des „Reichseinsatzes“ bei Wacker in Burghausen, so dass sich das Buch auch dort – jenseits der Relativierung gewisser Übergeneralisierungen der Erforschung des NS-Zwangsarbeitskomplexes – durch seinen einseitigen Blick auf die überwiegend aus dem Firmenarchiv stammenden Quellen und einen weitgehenden Verzicht auf eine forschungsgestützte Einbindung des lokalen Geschehens in makrohistorische Kontexte der Chance begibt, einen größeren Beitrag zur Erforschung der Geschichte der (erzwungenen) Industriearbeit von Ausländer / inne / n in Deutschland während des Zweiten Weltkriegs zu leisten.

- 1 Barbara Hopmann u. a.: Zwangsarbeit bei Daimler-Benz (Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Beiheft 78). Stuttgart 1994; Hans Mommsen / Manfred Grieger: Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich. Düsseldorf 1996.
- 2 Mark Spoerer: Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Dritten Reich und im besetzten Europa 1939–1945. Stuttgart / München 2001, S. 10–20.
- 3 Ebd., S. 151.

CHRISTOPH THONFELD

Taipei, Taiwan (R. O.C.)

VSWG 103, 2016/2, 223–225

Angélique Janssens

**Labouring Lives. Women, Work and the Demographic Transition in the Netherlands, 1880–1960**

(Population, Family and Society 18). Lang, Bern u. a. 2014, 314 S. (23 Abb., 17 Tab., 14 Anhänge), 82,90 €.

Angélique Janssens' book focuses on the role that women in the Netherlands played in shaping the shift from a demographic pattern characterized by high percentages of men and women remaining celibate, late ages at marriage, high fertility, and high mortality to a pattern in which marriage was almost universal, age at marriage low and fertility, and mortality at very low levels. Two questions are central in this book. Under what circumstances did Dutch women begin to control and reshape their marital and demographic career? And which historical circumstances were leading women to adopt fertility control, in the form of spacing – consciously increasing the length of the interval between births or stopping – ending reproducing when the desired number of children has been reached. The central hypothesis is that women's experiences in the labor market and their educational qualifications enabled them to become actors in the process of demographic change. To prove her point the author studied the life course of some 2,300 women born in four cities in the Netherlands in the years 1881–1885 and 1911–1915. Janssens makes use of data from vital registration and municipal population registers, constructed as a by-product of the Historical Sample of the Netherlands (HSN). This allows her to study the characteristics of the family in which the women grew up, and their occupational and reproductive careers as adults. Cities were chosen because urban places were the first that showed changes in demographic behavior. The selection of towns was based on the north-west versus south-east line separating the leading and the following regions in the process of demographic change, and included towns on different positions along the economic and the religious spectrum of the Netherlands. In an introductory chapter on theories of the fertility decline attention is paid in particular to theories that link women's participation on the labor market and female empowerment through education to the historical decline in fertility, and to theories that focus on conflicting gender interest in limiting fertility, and on male and female control of sexuality. The author also discusses the role that religion played in regulating gender relations and fertility. In the next chapter the historiography of the Dutch demographic transition is depicted and the design of the study and the sources used are described. Then the author

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

examines the occupational careers of women, on the basis of occupational information mentioned in the population registers, a source that is far from perfect and gives only limited information on actual labor force participation of women. Although aware of these problems the author uses the entries to describe the differences in labor force participation of women between the cities and over time (the two birth cohorts), as well as the changes in the main occupational categories. She links the woman's first occupational entry to the social class of the family of origin and for a limited number of women also to the occupation that women had after marriage. In the next chapter entry into marriage and premarital pregnancies are studied in relation to the social class background of the father of the women and the women's own work experiences before marriage. A multivariate hazard model including also religion of the bride, the survival status of the parents and premarital conceptions showed that a woman's marriage entry was strongly affected by her social background and work experiences. The final chapter studies the effect that women's work history had on her fertility. A variety of measures and statistical techniques is used to find out whether and how a woman's work and her social background affected spacing and stopping of childbearing. Attention is also paid to the role of religion and prolonged breast-feeding as a method to delay conception. Given the variety of statistical methods and demographic measures that Janssens used, the focus on the effect of the local context as well as on the passage of social time, on the role of the occupational career of women as well as that of their social background, and, last but not least, the interest in the role that religion played in the life course of women, it is difficult to summarize the conclusions of her study. In the end, women's labour market activities are assumed to have had a clear effect on timing and likelihood of marriage whereas religious and regional factors were more important as factors determining fertility. Women with the presumed highest level of education, thus the ones considered to be the more empowered ones, were, contrary to the expectation, not the forerunners of the fertility decline. For women of all social classes religion proved to be the decisive force in shaping fertility patterns. For non-Dutch historians interested in the evolution of the labor force participation of women, their marriage and fertility pattern and the influence that the various religions exerted on these patterns this book has a lot to offer. It provides a good summary of the literature and new empirical data. I particularly valued the very detailed description of the database (in an appendix) including its shortcomings, something which is regrettably rarely done. The readability of Janssens' book would have been improved if she had restricted herself in the various chapters to a limited number of statistical analyses and had avoided needless repetitions. Whereas the title suggests that the study deals with the demographic transition between 1880 and 1960, the analysis in fact starts with marriages contracted and children born from around 1905 on, a year in which the transition in the Netherlands had already been going on in some areas for around twenty years. Although it is very valuable to focus on the role of women's occupational careers, it is an omission that the occupation of the husbands remains for the largest part out of sight. This is hard to understand in the light of the book's discussions on male versus female interests and empowerment. The focus on one almost completely Catholic town as Tilburg makes within-city comparisons of religious groups in this city impossible. In general it is hard to imagine in how far the results can be generalized to the cities studied as the sample fractions diverge strongly (for three of the cities between three and five per cent, for Rotterdam less than half per cent) and no out-migrants or in-migrants are studied. An essential part of the demographic transition, the decline in infant mortality, is not dealt with at all. I also missed some relevant recent

(Schulz historical analysis of female occupational careers) and contemporary literature such as the detailed analysis of fertility patterns in pre-WW II Rotterdam (Sanders 1931), and the in-depth interviews on fertility intentions with women in three of the four selected cities in the early 1950s by Diels (Diels 1951; Diels 1953).

FRANS VAN POPPEL

Den Haag

VSWG 103, 2016/2, 225–226

Marie-Paule Jungblut / Michel Pauly / Heinz Reif (Hg.)

**Luxemburg, eine Stadt in Europa. Schlaglichter auf mehr als 1000 Jahre europäische Stadtgeschichte**

Musée d'Histoire de la Ville de Luxembourg, Luxembourg 2014, 496 S. (über 400 Abb., 8 Tab.), 39,90 €.

Das mit zahlreichen hochwertigen Abbildungen illustrierte und überaus aufwändig gestaltete Buch wurde als Begleitband zur Dauerausstellung des Historischen Museums der Stadt Luxemburg konzipiert. Dem Untertitel entsprechend handelt es sich nicht um eine umfassende, chronologisch strukturierte Stadtgeschichte, sondern um eine Sammlung von Schlaglichtern, die zusammen zwar ein buntes, insgesamt aber sowohl in zeitlicher als auch in sachlicher Hinsicht unvollständiges Bild der Stadtentwicklung ergeben. Die 44 Beiträge, von 30 Autoren verfasst, sind auf vier Abschnitte aufgeteilt. Im ersten werden mit nur sporadischen Bezügen zu Luxemburg zahlreiche Aspekte der europäischen Stadt in detailreicher und sehr erhellender Weise behandelt, wobei nach einer grundsätzlichen Diskussion des Begriffes der „Europäischen Stadt“ Aspekte wie Stadtentstehung, Handwerk und Gewerbe, Dienstleistungen, Städtebau, Parkanlagen sowie die Religion in der Stadt ebenso zur Sprache kommen wie die Stadt als Festungs-, Industrie- und Hauptstadt. Der zweite Abschnitt geht auf vier Kennzeichen der luxemburgischen Stadtgeschichte ein, und zwar auf die Errichtung der Festungsanlagen ab Mitte des 16. Jh.s sowie ihre Schleifung nach 1867, auf das in der Stadt gelegene Schloss La Fontaine, auf die Oktave als das Fest der seit 1666 als Stadtpatronin fungierenden Hl. Maria sowie schließlich auf die Entwicklung der Stadt zum europäischen Finanzzentrum in der zweiten Hälfte des 20. Jh.s. Auf das dritte Kapitel mit drei Beiträgen zum Historischen Museum der Stadt folgt im vierten eine Reihe von Darstellungen, die sich mit Dokumenten, Objekten und sonstigen Ausstellungsstücken beschäftigen, die im Museum zu sehen sind. Unter ihnen befinden sich ausführlich kommentierte Beschreibungen von Stadtplänen und Stadtansichten aus mehreren Jahrhunderten sowie weitere Detailstudien zur gewerblichen Wirtschaft, zu Luxemburg als Festungsstadt, zur bürgerlichen Tischkultur und zur öffentlichen Gesundheitsvorsorge, zu Einrichtungen der Landespolitik wie Abgeordnetenversammlung und großherzoglichem Thron, zur Mobilität, gefolgt von einem Ausblick auf die künftige Stadtentwicklung. Sämtlichen Beiträgen ist gemeinsam, dass sie reichhaltig illustriert sind und einen Museumsbesuch nicht nur anregen, sondern auch bereichern. Sich aus ihnen einen Überblick über die Geschichte der Stadt zu verschaffen

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

und sie vergleichend in die europäische Städtelandschaft einzuordnen, bleibt hingegen dem Leser überlassen.

FRANZ MATHIS  
Innsbruck

VSWG 103, 2016/2, 226–227

Christopher Kopper

**Ludwig Bamberger. Vom Revolutionär zum Vater der Goldmark**

(Jüdische Miniaturen 165). Hentrich & Hentrich, Berlin 2015, 63 S. (5 Abb.), 8,90 €.

Viele Biografien erschlagen den Leser mit ihrer Masse, bei anderen hingegen zerreißt das prall gefüllte Leben fast die enge Naht des Buchrückens. Das äußerst wechselvolle Leben Ludwig Bambergers, von Christopher Kopper für die von Hermann Simon herausgegebene Reihe der Jüdische Miniaturen zusammengefasst und analysiert, ist für Letzteres ein Beispiel. Schließlich klingt die Geschichte Bambergers, wie Kopper in seiner knappen Einführung betont, „unglaublich, ist aber wahr“ (S. 7).

Der 1823 geborene Ludwig Bamberger wuchs in Zeiten politischer Repression in einer sehr geachteten jüdischen Familie in Mainz auf und studierte in Gießen und Heidelberg Jura. Nach dem ersten Juristischen Staatsexamen ließ er sich in seiner Heimatstadt nieder, trat 1848 als Redakteur der liberalen Mainzer Zeitung mit demokratischen Überzeugungen hervor und wurde in der Folge – in Abwesenheit – zum Tode verurteilt. Bamberger flüchtete nach London und begann dort – zunächst eher widerwillig – in der äußerst renommierten Privatbank Bischoffsheim & Goldtschmidt zu arbeiten. Schon bald wich der Widerwille unternehmerischem Engagement, so dass die Familie Bischoffsheim, der seine Mutter entstammte, dem ehemaligen Revolutionär 1852 die Leitung ihrer Pariser Niederlassung übertrug und ihn acht Jahre später auch in den Kreis der Gesellschafter des Bankhauses aufnahm. Somit hatte Bamberger – im Gegensatz zu vielen anderen deutschen Flüchtlingen – zwar nicht unter materieller Not zu leiden, wurde aber von der Polizei überwacht. An öffentliche politische Äußerungen war nicht mehr zu denken. In der Folgezeit verabschiedete er sich nicht nur von seinem revolutionären Vollbart, sondern auch von seinen revolutionären Ansichten und „konvertierte vom idealistischen Demokraten zum nüchternen Realpolitiker“ (S. 23). Von seinen ehemaligen Mitstreitern teils scharf kritisiert, setzte er seine Hoffnungen nun in Bismarck, den er – um den von Bamberger geprägten Begriff hier zu zitieren – als „weißen Revolutionär“ betrachtete.

1868 kehrte Bamberger endgültig nach Deutschland zurück und konnte aus dem Stand als Nationalliberaler das Mandat seines Wahlkreises Mainz für das so genannte Zollparlament erringen. Obwohl seine Frau weiterhin in Paris lebte, unterstützte er 1870 die preußische Expansionspolitik und trat als „spin doctor“ (S. 29) dem Stab Bismarcks bei. Ab 1871 setzte er sich als prominenter – und sachverständiger – Reichstagsabgeordneter für eine wirtschaftliche Einigung des Reiches ein. Vor allem setzte er erfolgreich die Goldwährung durch, so dass das bis zum Ersten Weltkrieg gültige Währungs- und Münzgesetz „Bambergers Handschrift“ (S. 37) trug.

Ende der 1870er Jahre kam es über die Frage der Zollpolitik zum Bruch mit Bismarck und ei-

ner Spaltung der Nationalliberalen. Als überzeugter Anhänger des Freihandels konnte Bamberger die Erhebung protektionistischer Zölle nicht mittragen. In der Folge bezog er auch als dezidiertes Gegner der deutschen Kolonialpolitik, ebenso wie im Antisemitismusstreit, in welchem er unter persönlichen Angriffen zu leiden hatte, deutlich Position. Ob Bamberger nichtsdestoweniger über eine „schwache jüdische Identität“ (S. 53) verfügte, wie Kopper behauptet, ist fraglich. „Jüdisch sein“ hat schließlich eine familiäre ebenso wie eine kulturelle Komponente und beinhaltet (und beinhaltet) bekanntlich, besonders im „christlichen Abendland“, auch Verfolgungserfahrungen. In allen anderen Belangen ist Kopper freilich zuzustimmen: „Als juristisch ausgebildeter Journalist verkörperte Bamberger das Idealbild des freien Intellektuellen – als internationaler Bankier das Idealbild des Wirtschaftsbürgers.“ (S. 7) Trotz eines etwas abrupten Endes gelingt es Kopper, der ein ausgewiesener Kenner der deutschen Finanz- und Wirtschaftsgeschichte ist, das volle, widersprüchliche Leben Ludwig Bambergers klug zu verdichten und so für die ebenso verdienstvolle wie spannende Reihe der Jüdischen Miniaturen zu präparieren.

CHRISTOPH KREUTZMÜLLER

Berlin

VSWG 103, 2016/2, 227–228

Benedikt Meyer

**Im Flug. Schweizer Airlines und ihre Passagiere, 1919–2002**

(Verkehrsgeschichte Schweiz 2). Chronos, Zürich 2015, 370 S. (zahlr. Abb.), 47,50 €.

Der ansprechend aufgemachte Band ist die gestraffte Version einer Dissertation, die im Rahmen eines Forschungsprojekts zur „Geschichte der Schweizer Luftfahrt“ an der Universität Bern entstand. Technisches und geschichtswissenschaftliches Fachchinesisch wird weitgehend vermieden; allenfalls die penibel gegliederte Einleitung (in der man sogar über den Sprachstil des Buchs aufgeklärt wird) und der umfängliche Anhang (wo sogar – leider mit ungültiger URL – ein YouTube-Filmchen angeführt ist) gemahnen an akademische Pflichtübungen. Diese haben sich ja prinzipiell durchaus bewährt. Und so gelingt Meyer eine facettenreiche Gesamtdarstellung in Gestalt einer gut lesbaren und zugleich solide fundierten Chronologie, wobei er wirtschaftshistorische und akteurszentriert-unternehmensgeschichtliche Passagen mit sozial- und kulturhistorischen verbindet. So geht Geschichte.

Zwar werden auch kleinere Schweizer Airlines behandelt (Balair, SATA, Crossair u. a.), doch im Zentrum stehen Aufstieg und Fall der Swissair. Die Ikone der Schweizer Luftfahrt war 1931, wie die *Flag Carrier* vieler Länder, durch eine staatlich protegierte Fusion entstanden und bediente – bis 1944 – vorwiegend deutsche Destinationen. Ihren legendären Ruf erwarb sie sich in der Nachkriegszeit, als die Fluggastzahlen anstiegen und das Fliegen dennoch sein elitär-luxuriöses Flair bewahrte. Im starren Tarifsystem der IATA konnten sich die Airlines nur über Service, Zuverlässigkeit und PR am Markt profilieren; der Swissair gelang dies hervorragend, und sie flog satte Gewinne ein. Um 1960 umfasste das Streckennetz bereits 50 Destinationen. Wie andere Nationen auch, waren die Schweizer ungemein stolz auf ihren *Flag Carrier*, der das Schweizerkreuz in alle Welt trug. In

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

den 1960er Jahren bewältigte die Swissair den Sprung ins Düsenzeitalter problemlos und expandierte weiter. 1971 wurde ein „Jumbo-Jet“ angeschafft. Die neuen Großraumflugzeuge verbilligten den Lufttransport drastisch; immer breitere Schichten buchten nun für den Urlaub einen „Flieger“. Die Massenabfertigung brachte indes die Exklusivität und den Erlebnischarakter des Fliegens zum Verschwinden: Der „Traum“ wurde zur „Industrie“. Die 1978 einsetzende Deregulierung läutete das Ende der Ära der halbstaatlichen *Flag Carrier* ein; der globale Konkurrenzkampf ließ die Preise nochmals nachgeben – ebenso die Gewinne vieler Airlines. In den 1990er Jahren suchte die Swissair ihr Heil in einer aggressiven Expansionsstrategie – bezeichnend „Hunter“ genannt – und mutierte zur SAirGroup. Doch die verlustreichen Zukäufe und Beteiligungen trieben sie 2002 in den Ruin. Die im selben Jahr aus der Konkursmasse in Gestalt der kleinen Crossair hervorgegangene Swiss zeigt zwar weiterhin das Schweizerkreuz am Leitwerk, ist aber nur eine Tochter der Lufthansa.

Die riskante „Hunter“-Strategie ist ein prominentes Exempel für Managementversagen. Die unternehmensgeschichtliche Analyse bildet denn auch den empirischen Kern der Arbeit. Der zeitliche Schwerpunkt liegt dabei mit 243 Seiten auf den Dekaden nach 1945; der spannenden Vorkriegszeit, als das Konzept der *Flag Carrier* entstand, werden nur 27 Seiten eingeräumt, sodass die Jahresangabe im Titel ein wenig irreführend ist. Punktabzug gibt es für kleinere Ungereimtheiten, die durch das Raster des Lektorats gefallen sind, zumal im Tabellenanhang: Da verdiente ein Kapitän einer B747 schon Geld, als es dieses Flugzeug noch gar nicht gab; mehrfach geben Schaubilder Rätsel auf, etwa der „Konkurrenzvergleich nach Produktion“ in „Mio.“ (was?) und der zwischen „-80“ und „160“ (was?) schwankende „Flugbetriebserfolg“. Auch hätte man gern erfahren, weshalb der Schweizer Luftraum schon vor dem Kriegsausbruch gesperrt wurde (was wusste der Geheimdienst oder liegt hier ein Schreibfehler vor?). Löblich hingegen der grundsätzliche Ansatz, fleißig „harte“ Daten zu erheben, besonders löblich die Preisbereinigung in Langen Reihen, ebenso der mehr an der Kultur- als an der nicht selten drögen Wirtschaftsgeschichte orientierte Stil (auch wenn dem Autor dabei vereinzelt die Pferde durchgehen). Alles in allem also: ein Glanzstück der Verkehrs- und Unternehmensgeschichte, dem ein breiteres Publikum zu wünschen ist.

HASSO SPODE

Berlin / Hannover

VSWG 103, 2016/2, 228–229

Christoph Neubert / Gabriele Schabacher (Hg.)

**Verkehrsgeschichte und Kulturwissenschaft. Analysen an der Schnittstelle von Technik, Kultur und Medien**

(Kultur- und Medientheorie). Transcript, Bielefeld 2013, 317 S. (26 Abb.), 34,80 €.

Der vorliegende Band ist im Kontext des Kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs „Medien und Kulturelle Kommunikation“ an der Universität Köln entstanden und hat den Anspruch, eine Brücke von verkehrsgeschichtlichen Analysen hin zu kultur- und medienwissenschaftlichen Themenfeldern zu schlagen. Ausgehend von einer Einleitung, die das Problem einer „schwachen

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

und sehr heterogen ausfallenden Institutionalisierung“ der Verkehrsgeschichte (S. 9) darlegt und Verbindungen zum „spatial turn“, den Mobility Studies und der Akteur-Netzwerk-Theorie aufzeigt, machen zehn Beiträge in drei Sektionen beispielhaft den Zusammenhang zwischen Verkehrsgeschichte und Kulturwissenschaften deutlich.

Die erste Sektion unter dem Titel „Epistemische Transfers“ untersucht die Verhältnisse zwischen „medienkulturwissenschaftlicher Theoriebildung“ und beispielhaften Fragestellungen der Verkehrsgeschichte. Hartmut Winkler schlägt einen Bogen vom Begriff der Spur über Gedächtnistheorien bis hin zu Friedrich Engels' „Dialektik der Natur“. Bernhard Siegert widmet sich der Zeit Heinrich von Stephans, als ein revolutionär neues Medienverbundsystem entstand, das seinen Niederschlag unter anderem in der Prosa dieser Zeit fand. Christoph Neubert wirft einen aktuellen Blick auf die Implikationen von Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie und plädiert für eine lokale Betrachtung der Knoten von Netzwerken.

In der Sektion „Infrastrukturelle Kopplungen“ geht Torsten Hahn zunächst auf die Forschungsreise des Wirtschaftswissenschaftlers Harold A. Innis auf den Wasserstraßen der kanadischen „Northwest Territories“ im Jahre 1924 ein und macht den deichbauenden Biber als ein Wesen in der Schnittmenge zwischen „Natur und verkehrstechnischer Zivilisation“ aus. Dirk van Laak verweist in seinem Beitrag auf die Rolle einer international verbindenden und technologisch standardisierenden Infrastruktur als Avantgarde eines zusammenwachsenden Europas. Gabriele Schabacher kann am Beispiel von Rohrpostsystemen zeigen, dass sich Infrastrukturen nicht in einen bereits vorhandenen Raum einschreiben, sondern diesen erst erzeugen. Benjamin Steininger analysiert anhand der im nationalsozialistischen Deutschland erschienenen Zeitschrift „Kraftstoff“ kulturwissenschaftliche Implikationen einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Kraftstoffen.

Zu Beginn des letzten Teils „Ästhetisch-kulturelle Innovationen“ widmet sich Markus Krajewski der Genese des „telegraphierten Blumengrußes“ zu Beginn des 20. Jh.s. Dieser mündete 1927 in der Gründung der international tätigen Vereinigung „Fleurop-Interflora“ und enthebt seitdem mittels telegrafisch übermittelter Codes die traditionelle Botschafterin Blume für einen Augenblick ihrer Materialität. Isabell Otto diskutiert die Stellung der insbesondere durch Herbert G. Wells popularisierten Zeitmaschine „zwischen Science Fiction und Verkehrsgeschichte“. Im letzten Beitrag widmet sich Thomas Waitz dem Thema Verkehr in Filmen der 1920er Jahre und kommt zu dem Schluss, dass darin der Angst des Einzelnen vor dem Untergehen in einer zunehmend beschleunigten Welt durch eine „Rationalität des Verkehrs“ begegnet wird. In dieser Sektion hätte sich der Leser noch eine Studie gewünscht, die sich mit den in diesem Zusammenhang außerordentlich bedeutsamen wechselseitigen Beziehungen zwischen Architektur und den Innovationen in Mobilität und Kommunikation gewidmet hätte.

Insgesamt handelt es sich um einen verdienstvollen, mit zahlreichen Abbildungen und Literaturhinweisen versehenen Band, dessen transdisziplinär angelegte Beiträge bei aller Heterogenität doch ein roter Faden verbindet. Dieser zeigt sich nicht nur innerhalb der Sektionen, sondern auch in Querverweisen darüber hinaus. Das wichtigste Verdienst des Werks ist es jedoch, Anregungen zu geben für weitere Analysen, die die Verkehrsgeschichte stärker als bisher für die Kulturwissenschaften fruchtbar machen.

JAN MUSEKAMP  
Frankfurt (Oder)



VSWG 103, 2016/2, 230–231

Susan Richter

**Pflug und Steuerruder. Zur Verflechtung von Herrschaft und Landwirtschaft in der Aufklärung**

(Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 75). Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2015, 571 S. (33 Abb.), 84,90 €.

Ausgehend von der Frage nach Grundformen der Vergemeinschaftung und deren ökonomisch-politischer Funktion in der Frühen Neuzeit untersucht die Verfasserin das Verhältnis von Herrschaft und Landwirtschaft während des 18. Jh.s im Spiegel der ökonomischen Analysen der Kameralisten und Physiokraten. Anhand des auffälligen, in seiner politischen wie symbolischen Bedeutung bisher wohl unterschätzten „Pflugrituals“ – also des „pflügenden Herrschers“, der sich selbst als „erster Landmann“ seines Staates inszeniert –, ist es Richter gelungen, die Kontexte der kameralistischen wie der physiokratischen politischen und wirtschaftlichen Theorieentwürfe des 18. Jh.s und die Übernahme einiger aus China kommender Motive und Ideen, symbolisiert etwa im genannten Pflugritual, in einem gemeinsamen thematischen Zugriff miteinander zu verbinden. Die Infragestellung alter patriarchalischer Herrschaftsauffassungen, die auf der sicheren Erwartung einer durchaus wörtlich zu verstehenden „hausväterlichen“ Fürsorge eines Herrschers für seine Untertanen beruhten, bedeutete eine ernsthafte Bedrohung zeitgenössischer monarchischer Legitimitätsmodelle, die im Kern fast immer noch religiös konnotiert waren, d. h. sich auf das Gottesgnadentum beriefen. Die bereits von einigen Autoren, darunter sogar einem Monarchen, Friedrich dem Großen, favorisierte neue funktionale Legitimation der Monarchie (der Herrscher verstanden als „premier serviteur“, als erster Beamter seines Staates) konnte somit noch durch ein weiteres Modell ergänzt werden: eben durch das Bild des Herrschers als des ersten Landwirts seines Staates, symbolisiert durch den Gang des Herrschers hinter dem Pflug. Dieses anschauliche, leicht verständliche Symbol (die dem Band beigegebenen Abbildungen belegen es) wurde im deutschen Sprach- und Kulturbereich vor allem im Josephinismus aufgenommen: Kaiser Joseph II. legte offensichtlich großen Wert darauf, sich öffentlich als „erster Landwirt“ des Habsburgerreichs und in diesem Sinne als aufgeklärter Monarch zu präsentieren.

Der Versuch einer gleichzeitig die soziale Integration der Stände befördernden „Vergemeinschaftung“ von Herrscher und Volk wurde von den kameralistischen, vor allem aber von den physiokratisch orientierten Denkern der Aufklärung in Frankreich wie in Deutschland aufgenommen, intensiv diskutiert und teilweise sogar massiv propagiert. Mit dem zunehmenden Legitimationsverlust der Monarchie alten Stils – dieser Aspekt gehört bekanntlich zur unmittelbaren Vorgeschichte der Französischen Revolution – wurden jene Versuche einer Herrschaftslegitimation durch neue Formen der Vergemeinschaftung als umso dringlicher angesehen. Die in mehrfacher Hinsicht sehr aufschluss- und überaus inhaltsreiche, ein umfängliches Quellenmaterial verarbeitende Studie von Richter vermag nun zu zeigen, dass führende physiokratische und kameralistische Autoren der Hochaufklärung (in Deutschland in besonderem Maße Johann Gottlieb von Justi in seiner 1762 erschienenen Schrift „Vergleichungen der Europäischen mit den Asiatischen und andern vermeintlich barbarischen Regierungen“) explizit chinesische Vorstellungen sowie Ideen rezipierten und nach Europa zu transponieren versuchten. Und die Verfasserin kann weiterhin nachweisen, dass

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

der von jenen europäischen Autoren ins Werk gesetzte Wissenstransfer von China nach Europa, eben die Etablierung eines neuen Herrscherbildes, zwar ein rationaleres Verständnis der Funktion und Bedeutung monarchischer Herrschaftsausübung zu etablieren versuchte, dass sich jedoch auch während dieses ideenpolitischen Migrationsprozesses eben dieses Bild „durch die unterschiedliche Intention der Rezipienten wandelte“ (S. 26).

Das in China vorrangig verfolgte Vergemeinschaftungsanliegen trat in Europa zurück hinter das Bestreben einer explizit politischen Aufwertung der Landwirtschaft durch sichtbares Handeln des Herrschers, der sich im Rahmen seiner öffentlichen Selbstinszenierung mit dem Anliegen des Landbaus persönlich identifizierte. Anders gewendet: Es ging um die Einleitung und offizielle Begünstigung obrigkeitlicher Maßnahmen zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion – und damit im Endeffekt auch des Lebensstandards der Bevölkerung. Das chinesische Beispiel, auf das man sich stützte, sollte vor allem diesem Zweck dienen, der wiederum im Einklang mit dem Grundgedanken der physiokratischen Lehre stand, die bekanntlich in der Landwirtschaft den einzigen wirklich produktiven ökonomischen Sektor im Staat sah. Freilich blieb es, wie die Entwicklung in Europa seit dem ausgehenden 18. Jh. zeigt, am Ende nur bei der Propagierung einer Vergemeinschaftung durch Förderung der Landwirtschaft. Die Idee der Herstellung einer ökonomisch funktionalen Gemeinschaft aller schaffenden Stände ließ sich letztlich nicht mehr realisieren. Die politische und ökonomisch-technische Doppelrevolution um 1800 bereitete allen diesbezüglichen Versuchen ein rasches Ende.

HANS-CHRISTOF KRAUS

Passau

VS WG 103, 2016/2, 231–232

Franz Schuster

**Thüringens Weg in die Soziale Marktwirtschaft. Privatisierung, Sanierung, Aufbau. Eine Bilanz nach 25 Jahren**

Böhlau, Köln / Weimar / Wien 2015, 263 S., 19,90 €.

Die Soziale Marktwirtschaft ist ein ordnungspolitisches Konzept, eine historische Wirtschaftsordnung und eine politische Formel. Die Gründerväter und Patenonkel Ludwig Erhard, Alfred Müller-Armack, Wilhelm Röpke, Alexander Rüstow, Walter Eucken u. a. verstanden darunter eine Wettbewerbsordnung, deren Rahmen von einem starken Staat gesetzt, kontrolliert und korrigiert wurde. Erhard brachte es auf die Formel „Wohlstand durch Wettbewerb“. Sein langjähriger Staatssekretär im Wirtschaftsministerium, Müller-Armack, formulierte die Kernidee wie folgt: „Der Begriff Soziale Marktwirtschaft kann so als eine ordnungspolitische Idee definiert werden, deren Ziel es ist, auf der Basis der Wettbewerbswirtschaft die freie Initiative mit einem gerade durch die marktwirtschaftliche Leistung gesicherten sozialen Fortschritt zu verbinden.“ Erhard hielt die Marktwirtschaft für per se sozial: „Je freier die Wirtschaft, umso sozialer ist sie auch.“ Im ursprünglichen Sinne existierte die Soziale Marktwirtschaft nur bis Mitte der fünfziger Jahre. Anschließend wurde sie zu-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

nehmend zum Etikett, das heute auf dem demokratischen Wohlfahrtsstaat klebt, den die Gründer-  
väter vehement ablehnten. Erhard hielt nichts für unsozialer als den sogenannten Wohlfahrtsstaat.

Franz Schuster weist insofern Ähnlichkeiten mit Ludwig Erhard auf, als er fast ein Jahrzehnt  
Wirtschaftsminister war, allerdings in Thüringen. Und er hat nun, ebenfalls als Ökonom und Poli-  
tiker, einen politischen Rechenschaftsbericht in Buchform publiziert, der die Umwandlung einer  
sozialistischen Wirtschaft zum Gegenstand hat. Im Mittelpunkt des detaillierten, zuweilen hand-  
buchartig gehaltenen Privatisierungsberichts steht die Treuhandanstalt, der die Hälfte der zehn  
Kapitel gewidmet ist. Es geht um die Privatisierung der Industrie und anderer Wirtschaftssektoren,  
Restaufgaben wie Vertragsmanagement und Umwelt-/Altlasten, ferner die Privatisierung nach  
den drei Regionen Thüringens (Mitte-, West- und Nord-, ferner Ost- sowie Südthüringen) und  
schließlich die Bilanz. Ergänzend werden die Arbeitsmarkt- und Sozial- sowie die Strukturpolitik  
behandelt. Im Auftaktkapitel werden Ausgangslage und Rahmenbedingungen der zusammenge-  
brochenen Planwirtschaft dargelegt. Den Abschluss bildet ein perspektivisches Fazit „Vom Auf-  
bau Ost zum Ausbau Ost“. Schuster kommt zu dem Ergebnis: „Die Abschaffung der sozialistischen  
Planwirtschaft und die Einführung der Sozialen Marktwirtschaft waren spätestens zehn Jahre nach  
der Wiedervereinigung weitgehend bewältigt.“ (S. 223) Allerdings beziffert er wenige Seiten später  
die Arbeitsproduktivität auf rund 70 Prozent bei einem Lohnniveau von 77 Prozent des Westens.  
Es folgen Hinweise auf gravierende Entwicklungsrückstände hinsichtlich Wirtschaftsleistung,  
Produktivität, Industrialisierung, Innovations- und Selbstfinanzierungsfähigkeit usw. Kapitel und  
Buch enden mit der Einschätzung: „25 Jahre nach der Wiedervereinigung steht fest, dass die Trans-  
formation der sozialistischen Planwirtschaft zur Sozialen Marktwirtschaft gelungen und die Gefahr  
der De-Industrialisierung der neuen Länder gebannt ist. In Thüringen haben die THA, die BvS und  
die Wirtschaftsförderung des Freistaats einen wirtschaftlichen Neuaufbau geschafft, der Thüringen  
mit an die Spitze der neuen Länder geführt hat.“ (S. 243) Diese Einschätzung trifft zwar zu und  
stimmt mit der Fülle vorangehender detaillierter Darlegungen zur Privatisierung von Betrieben  
und zu Infrastrukturmaßnahmen überein. Kritik, etwa zu den hohen Kosten der letztlich geschei-  
terten Großprojekte in den Branchen Werften, Chemie, Stahl und Braunkohle, wird erwähnt, wenn  
auch in relativierter Form. Insgesamt jedoch steht die Darstellung unter der Grundannahme eines  
Primats der Politik, die letztlich immer Recht hat oder nichts dafür kann: Umstellungskurs der  
Währung: „gerechtfertigt“; Vielzahl der Beschäftigungs- und Qualifizierungsmaßnahmen: „sozi-  
ale Komponente unserer Marktwirtschaft“; sofortige Integration in die BRD mit Übernahme der  
gesamten Sozial- und Verwaltungsvorschriften – damaliger aufgestauter Reformen zum Trotz –:  
alternativlos; staatlich dirigierte Subventionswirtschaft: trotz Fehlern „im Grundsatz richtig“. Der  
Leser kann angesichts der Fülle bereits zeitgenössischer substanzieller Kritik insbesondere am wirt-  
schaftspolitischen Vorgehen skeptisch bleiben. Mit einer Transformationspolitik unter der Maßga-  
be der Arbeitsplatzsicherung war – wie Schuster treffend am Rande bemerkt – „ein rein markt-  
wirtschaftlicher Übergang von der Planwirtschaft zur Marktwirtschaft nicht zu bewerkstelligen“. Soziale  
Marktwirtschaft beruht auf Ordnungsprinzipien, die nicht erst nach 1989 verloren gegangen sind.  
Die Folgen dokumentiert der Band en Detail.

MICHAEL VON PROLLIUS  
Berlin

VSWG 103, 2016/2, 233–234

Gerhard Seibold

**Wirtschaftlicher Erfolg in Zeiten des politischen Niedergangs. Augsburger und Nürnberger Unternehmer in den Jahren zwischen 1648 und 1806. I. Teil: Darstellung; II. Teil: Anhang**

(Veröffentlichungen der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für Bayerische Landesgeschichte. Reihe 1: Studien zur Geschichte des bayerischen Schwaben 42). Wißner, Augsburg 2014, XVI u. 732 S. (55 Stammtafeln, 523 Abb.), 69,00 €.

Das hier anzuzeigende Werk ist die zweite Dissertation eines Altmeisters der Nürnberger und Augsburger Handels- und Unternehmensgeschichte: Der ersten – 1977 bei Hermann Kellenbenz über das Handelshaus Viatis und Peller – folgten zahlreiche weitere Monographien und Aufsätze und jetzt ein bei Wolfgang Wüst in Erlangen als Dissertation eingereichtes *opus magnum*, das mit seiner breiten Ausrichtung gleichsam die Summa eines Gelehrtenlebens zieht und sicherlich auch als Habilitationsschrift vor der wissenschaftlichen Öffentlichkeit bestanden hätte. Seibold legt nunmehr eine Kollektivbiographie der – nach den jeweiligen Steuerlisten – knapp 60 wichtigsten Kaufmanns- bzw. Unternehmerfamilien der beiden großen oberdeutschen Handelsmetropolen Augsburg und Nürnberg (39 bzw. 20 Häuser) aus den gut eineinhalb Jahrhunderten vom Ausgang des Dreißigjährigen Krieges bis zum Ende des Alten Reiches vor. Dabei stellt er den wirtschaftlichen Erfolg der einzelnen Unternehmer dem spätestens im 18. Jh. festzustellenden politischen Niedergang der beiden Reichsstädte – im Falle Nürnbergs freilich noch stärker als bei Augsburg – gegenüber und gelangt zu dem – im Gegensatz zur älteren Forschung auch in anderen neueren Studien belegten – Ergebnis, dass individueller Erfolg von ökonomisch Handelnden trotz der sich verschlechternden äußeren Rahmenbedingungen möglich war, ja sogar erst möglich wurde.

Seibolds Werk ist schwerpunktmäßig eine kollektive Unternehmerbiographie, deren einzelne Vertreter in alphabetischer Reihenfolge auf knapp 500 Seiten vorgestellt und mit großer Liebe zum Detail in ihrem Wirken untersucht werden. Sie werden dem Leser nicht nur durch die textliche Aufbereitung, sondern auch durch die 55 Stammtafeln und die mehr als 500 Abbildungen anschaulich vor Augen geführt – mit zahlreichen Einblicken in die jeweiligen Lebens- und Wohnumstände, den Luxus, aber auch die geschäftlichen Verhältnisse bis hin zum Interesse an den Schönen Künsten. In diesem Sinne ist die Arbeit ein geradezu perfektes Lexikon, ja eine Sammlung von Lebensbildern der wichtigsten Unternehmerfamilien in zwei Wirtschaftsmetropolen des Alten Reiches. Darüber hinaus aber ist sie weit mehr: Durch die umfangreiche Einführung in die Entwicklung der beiden Reichsstädte, die Sozialgeschichte der jeweiligen ökonomischen Eliten und die verschiedenen Sektoren des Handels und Gewerbes, in welchen die behandelten Unternehmer tätig waren, vor allem aber durch den „Versuch einer Typologie der Augsburger und Nürnberger Handelsgesellschaften“ (Kap. 7) wird die Studie geradezu zu einer Wirtschafts-, Sozial- und Unternehmensgeschichte der beiden Reichsstädte nach 1648. In seiner „Typologie“ analysiert Seibold nicht nur die einzelnen Unternehmen nach den ‚harten‘ betriebswirtschaftlichen Fakten, nach ihrem Standort und ihrer Branche, sondern auch die einzelnen Familien nach ihrer Herkunft, nach ihren Netzwerken, ihrer privaten Lebensführung – von der Religion über Kunstinteressen bis hin zu Immobilien und Stif-

tungen – und schließlich ihrem gesellschaftlichen Aufstieg über öffentliche Ämter in das Patriziat und teilweise sogar in den Adel.

Seibold legt insgesamt ein reifes Werk vor, ein Werk, aus dem die Erfahrung eines langen Gelehrtenlebens ebenso zu erkennen ist wie die stupende Quellenkenntnis und die reiche Archiverfahrung. Dass es darüber hinaus gut zu lesen ist und aufgrund des aussagekräftigen Bildmaterials auch dem Betrachter Außergewöhnliches bietet, macht es zu einem Buch, das man gern in die Hand nehmen wird. Für alle an der reichsstädtischen Wirtschafts-, Sozial- und Unternehmensgeschichte des 17. und 18. Jh.s Interessierten wird es freilich als ein unverzichtbares Standardwerk anzusehen sein.

MARKUS A. DENZEL

Leipzig / Bozen

VSWG 103, 2016/2, 234–235

Ulrich van der Heyden / Wolfgang Semmler / Ralf Straßburg (Hg.)  
**Mosambikanische Vertragsarbeiter in der DDR-Wirtschaft. Hintergründe –  
 Verlauf – Folgen**  
 (Die DDR und die Dritte Welt 10). LIT, Münster 2014, 352 S., 39,90 €.

Man könnte es sich einfach machen und sagen, dass dies kein wissenschaftliches Buch ist. 19 Autoren haben jeweils einen, einige sogar mehrere Beiträge dem Sammelband zur Verfügung gestellt, die zum einen den analytischen Ansatz suchen, zum anderen eher erzählerischen Charakter tragen und mitunter ganz persönliche Erlebnisse wiedergeben. Letzteres ist ganz besonders für den III. Abschnitt zu sagen, in dem sieben Mosambikaner und ein Deutscher ihre „Persönliche[n] Erfahrungen und Erlebnisse“ darlegen, vom „Leben und Arbeiten in der DDR“, wie die Abschnittsüberschrift schon aussagt. Ähnlich verhält es sich für den IV. Abschnitt, in dem vier Berichte zum „(Über)Leben nach der DDR“ zu finden sind.

Die diesen vorangehenden Abschnitte unterscheiden sich davon deutlich, auch wenn hier ebenfalls, zum Beispiel im Text von Ralf Straßberg, „Persönliche Reminiszenzen“ zum Tragen kommen.

Die hier versammelten, eher analytischen Texte haben allerdings eine sehr unterschiedliche Qualität. Wolfgang Semmler möchte die „Größe und Tragik eines Staates im südlichen Afrika“ darstellen und liefert einen Text in Klassenkampfrhetorik. Getragen von Sympathie für das Mosambik der Befreiungsbewegung FRELIMO fehlt darin jegliche Distanz zum Untersuchungsland, denn die Aktivitäten der zur FRELIMO oppositionellen RENAMO werden ausschließlich in der Perspektive als einer von äußeren Mächten gestützten Organisation beschrieben. Ähnlich Herbert Grafs Aufsatz zu den „Hintergründe[n] der Vertragsarbeiterproblematik“.

Wohlthuend heben sich davon die Artikel von Jörg Roesler und Anne Mavanga ab – der Erstgenannte noch entschiedener als der zweite –, die eine eher nüchterne Analyse der Gründe und Rahmenbedingungen für den Einsatz mosambikanischer (und anderer) Vertragsarbeiter in der DDR vorlegen. Besonders hilfreich ist Roeslers Ansatz, den Einsatz als einen Schritt auf „dem Weg

zum Einwanderungsland“ zu deuten, den die DDR bereits in Verhandlungen mit ihren osteuropäischen Partnerländern gehen wollte. Beide Autoren gehen deutlich sachlicher auf das Problem fremdenfeindlichen Verhaltens von DDR-Bürgern gegenüber den Mosambikanern ein, das bei anderen doch sehr beschönigend dargelegt wird. Van der Heyden schreibt etwa, es könne nicht „ausgeschlossen [...] werden, dass es einige DDR-Bürger gab, bei denen die vom Staat vorgegebene Erziehung zu Völkerfreundschaft und Solidarität nicht fruchtete und sie die afrikanischen Kollegen herabwürdigend bis rassistisch betrachteten oder gar behandelten. Von einem latent existierenden Rassismus in der DDR-Gesellschaft zu sprechen“, entbehre „jeder Grundlage, denn ein solcher hätte vorhandene Strukturen und Netzwerke, Tolerierungen durch die Strafverfolgungsorgane, das Vorhandensein von fremdenfeindlicher Literatur etc. vorausgesetzt“ (S. 54). Rassismus muss allerdings nicht sonderlich belesen oder organisiert sein, um dennoch zu existieren, und der Band enthält – wie zum Widerspruch – eine ganze Reihe von Berichten über Vorfälle von Fremdenfeindlichkeit zu DDR-Zeiten. Insofern wirken auch Bemerkungen im Vorwort der Herausgeber zu einer von der Linkspartei-nahen Rosa-Luxemburg-Stiftung mitfinanzierten Ausstellung unter dem Titel „Bruderland ist abgebrannt“ zur Vertragsarbeiterproblematik etwas beleidigt, wenn ihr attestiert wird, für die dort erfolgte „tendenziöse Darstellung“ der Problematik „mitverantwortlich“ zu sein; hierfür hätte die von den Herausgebern „nachgesuchte finanzielle Unterstützung der Stiftung für die Drucklegung dieses Buches [...] eine Art Wiedergutmachung sein können“ (S. 11). Sind es also nur die Autoren dieses Bandes, die der Weisheit letzten Schluss kennen?

Wohl kaum, doch ist den Autoren der verschiedenen Texte dafür zu danken, den Blick auf ein offensichtlich noch viel zu wenig untersuchtes Forschungsfeld gelenkt zu haben. Das betrifft nicht nur die Zeit der Vertragsarbeiter in der DDR, sondern auch das Problem ihrer Reintegration in ihr mosambikanisches Herkunftsland. Eingedenk der Tatsache, dass in der DDR „Gastarbeiter“ aus einer ganzen Reihe von Ländern tätig waren (und etwa solche aus Vietnam der Anzahl nach sogar die sorbische Minderheit übertrafen), bleibt für die Forschung noch einiges zu tun.

MATTHIAS JUDT

Potsdam

## C. Sozialgeschichte

VSWG 103, 2016/2, 235–237

Christine Bach

**Bürgersinn und Unternehmergeist. Stifter und Stiftungen in Hamburg nach 1945**

Nomos, Baden-Baden 2014, 227 S., 44,00 €.

Diese bei Andreas Schulz in Frankfurt entstandene Dissertation ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Gemeinnützigkeit, zur Hamburger Stadtgeschichte wie zur Geschichte von Bürgertum und Bürgerlichkeit in der frühen Bundesrepublik. Auch als Studie zum Verhältnis von Kapitalismus, Zivilgesellschaft und Staat lässt sie sich mit großem Gewinn lesen, wenngleich dies nicht die Be-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

griffe sind, die die Verfasserin benutzt. Die Untersuchung fußt auf ausführlicher Quellenforschung in den Archiven Hamburger Stiftungen und Behörden. Sie bettet ihren Gegenstand auf der Basis gründlich rezipierter Forschungsliteratur in breitere Kontexte ein, beispielsweise in Diskussionen zur Bürgertumsgeschichte, zur Sozialstaatsthematik sowie zum Problem von Kontinuität und Neuanfang 1945. Mit Hinweis auf die Grenzen der verfügbaren Quellen beschränkt sie sich auf die Zeit von 1945 bis 1980, behandelt damit aber einen Zeitraum, für den noch viel Neues zu entdecken ist.

Der erste Teil untersucht die karitativen Stiftungen und Stiftungen für soziale Zwecke, die auch in Hamburg die Mehrheit der als gemeinnützig anerkannten Stiftungen ausmachten. Die Verfasserin zeigt einerseits den erneuten Aufschwung dieser Stiftungen und ihre breite bürgerliche Träger-schicht, bis weit ins mittlere gewerbliche Bürgertum hinein; sie arbeitet andererseits heraus, wie sehr dieser Stiftungssektor, anders als in früheren Jahrzehnten, von städtisch-staatlichen Behörden, Regelungen sowie Kontrollen durchsetzt und mediatisiert worden ist, ohne dass dies die Selbständigkeit der Stifter völlig aufgehoben und ihre persönlichen Zielpräferenzen wirkungslos gemacht hätte. Der Aufstieg des Sozialstaats und die Dynamik privater Gemeinnützigkeit, das arbeitet die Verfasserin klar heraus, standen nicht im Gegensatz zueinander, wohl aber in enger Verbindung. Die Professionalisierung der Stiftungstätigkeit nahm in diesem Verflechtungsprozess zu.

Der zweite Teil der Studie beschäftigt sich mit Stiftungen, die von der Hamburger Kulturbehörde beaufsichtigt wurden und mit der Förderung von Kunst und Kultur zu tun hatten, eines Bereiches also, der in Hamburg lange privater Initiative überlassen blieb. An ausgewählten Großprojekten privater Kulturförderung, vor allem am Wiederaufbau der Hamburgischen Staatsoper, an der Stiftung zur Förderung der Hamburgischen Kunstsammlungen, am Bau des Ernst Barlach-Hauses durch Hermann F. Reemtsma sowie an ausgewählten Beispielen des Musikmäzenatentums wird die entscheidende Rolle einiger wohlhabender und besonders engagementbereiter Großunternehmer aus den Bereichen Banken, Industrie und Handel deutlich gemacht, die sich über exklusive, jedoch nicht abgeschottete Netzwerke gegenseitig beeinflussten, wohl auch gegenseitig motivierten und miteinander rivalisierten. Zugleich arbeitet die Verfasserin detailreich heraus, wie entscheidend das enge Verhältnis zwischen den Spitzen der Politik und den für mäzenatische Zwecke zu gewinnenden Wirtschaftsakteuren war, wie sehr die nicht fehlenden Spannungen zwischen beiden Seiten auch und gerade unter den sozialdemokratischen Stadtregierungen Hamburgs durch vertrauensvoll-diskrete Kommunikation überwölbt wurden, und wie sehr Förderkreise zu exklusiven Trefforten von Spitzenvertretern aus Politik und Wirtschaft werden konnten, in denen persönliche Verbindungen und Geselligkeit besonders ins Gewicht fielen.

Der dritte Teil der Studie widmet sich vornehmlich den drei „Groß-Stiftern“ und ihrem mäzenatischen, teilweise auch ihrem wirtschaftlichen Werk, mit den Stiftungen der Familie Reemtsma (Zigarettenindustrie), dem Großhandelsunternehmer Alfred C. Toepfer und Kurt A. Körber, der sein Vermögen mit Maschinen der Zigarettenverpackung sowie -produktion erwarb. Sie und weitere hier behandelte Beispiele zeigen, dass die mäzenatische Dynamik nach 1945 nicht mehr primär bei den traditionellen Familien des lange die Stadt dominierenden Handelsbürgertums lag, sondern bei einem neuen Typus des erfolgreichen Großunternehmers, der allerdings nicht selten, wie kritisch herausgearbeitet wird, bereits in der nationalsozialistischen Zeit erfolgreich gewesen war. Vor allem in diesem Kapitel geht die Verfasserin den Motiven der Stifter nach: Selbstbewusstsein, Gestaltungsstreben und Geltungsbedürfnis, die Suche nach sozialer Anerkennung sowie Zutritt in angesehene Zirkel, der Wunsch nach einem Platz im kulturellen Gedächtnis der Stadt über den

Tod hinaus sowie, zunehmend, das Bestreben, durch die Institution der Stiftung dem eigenen Unternehmen mehr als kurzfristigen Erfolg zu verbürgen und den künftigen Erbfall – Stifter waren oftmals kinderlos – nicht zu einem Risiko für das Unternehmen und seinen Zusammenhalt werden zu lassen, wobei die Erwartung von steuerlichen Vorteilen eine wichtige Rolle spielte. Im Einzelnen zeigt die Verfasserin überzeugend, wie sehr sich bei diesen Großbürgern unternehmerisch-wirtschaftliche Dynamik und mäzenatisch-zivilgesellschaftliches Engagement ergänzten und gegenseitig beförderten. Auf dieser Basis formuliert sie treffende Kritik an der Neigung mancher Stifter und ihrer Lobredner zum „legitimatorischen Narrativ“, das auf die Stilisierung zum selbstlosen, nur dem Gemeinwohl verpflichteten moralischen Vorbild abzielte (S. 140).

Zu den wichtigen Ergebnissen der Studie gehören: zum einen die Darstellung der engen Verflechtung zwischen gemeinnützig-zivilgesellschaftlichen sowie behördlich-staatlichen Handlungsebenen und Akteuren; zum anderen der Befund, dass kapitalistisch-unternehmerischer Erfolg und gemeinwohlorientiertes zivilgesellschaftliches Engagement nicht nur kompatibel sein, sondern sich auch gegenseitig verstärken können, so unterschiedlich die Logiken auch sind, die sie leiten. Die Konsequenz der Verfasserin, aufgrund dieser Befunde vom Begriff „Zivilgesellschaft“ Abstand zu nehmen (S. 18, 205 f.) ist aber nicht zwingend. Produktiver wäre vielmehr die These gewesen, dass damit Grundmerkmale verbreiteter Formen des zivilgesellschaftlichen Engagements überhaupt aufgedeckt werden, die jedenfalls in der jüngeren Geschichte Deutschlands immer wieder auftraten, auch gegenwärtig ausgeprägt sind und die es weiter zu analysieren gilt.

Die Verfasserin weiß, dass die von ihr untersuchten Groß-Stifter eindrucksvolle Ausnahmegestalten waren. Aber die Studie klärt nicht, warum sie, im Unterschied zu den meisten anderen ökonomisch erfolgreichen Unternehmern und Kapitalisten damals und heute in Hamburg sowie anderswo, zu unterschiedenen und wirkungsvollen Förderern des öffentlichen Wohls über ihre Unternehmenserfolge hinaus wurden. Vielleicht bedürfte es dafür mehr vergleichender Blicke als die Studie sich zumutet, vielleicht auch tieferer Einblicke in die Erziehungs- und Lebenswelt, Charakterzüge sowie Interessen der betreffenden Personen. Die zur Verfügung stehenden Quellen erlauben aber solche Einblicke in der Regel nicht. Dies bezeichnet eine Grenze auch dieser Studie, die im Übrigen das große Verdienst hat, die Zeitgeschichte des Bürgertums und der Zivilgesellschaft in Deutschland ein erhebliches Stück vorangebracht zu haben.

JÜRGEN KOCKA  
Berlin





VSWG 103, 2016/2, 238–239

Christina Brauner

**Kompanien, Könige und *caboceers*. Interkulturelle Diplomatie an Gold- und Sklavenküste im 17. und 18. Jahrhundert**

(Externa 8). Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2015, 670 S. (9 Abb.), 89,90 €.

Das vorliegende Werk erweist sich rasch als eine ebenso umfangreiche wie gediegene und gereifte Qualifikationsarbeit mit den dazu gehörenden Merkmalen: Es verfügt über eine umfassende Einordnung von Forschungsgegenstand und Fragestellungen in historiographische Diskurse, die Begründung des zeitlich-räumlichen Zuschnitts, ein Abarbeiten an der Semantik der zentralen Begriffe, eine Darstellung vom Allgemeinen zum Spezifischen. Der innere Aufbau ist konsequent konzipiert. Jedes der vier, der Einleitung folgenden Großkapitel ist in sich wiederum eingeleitet, wobei ein Teil dieser Einleitung der Gliederung des Folgenden gewidmet ist. Die Dichte an Abschnitten ist hoch: So finden wir nach Ordnungsnummer IV. (Völkerrecht: Europäischer Diskurs und lokale Praxis) 3. („The Custom of the Coast“: Transkulturelle Rechtspraxis) 3.2 (Praktiken der Absicherung) b. (Geiseln und *pawnship*) ii. (Geiselschaft als Investition und Kulturtransfer?) den Abschnitt „c. Zwischenfazit“ – es ist einer von sieben mit diesem Titel. Diese Struktur wirkt auf den ersten Blick vielleicht übertrieben schematisch. Das Erstaunliche aber ist, dass das Konzept funktioniert: Der Aufbau erweist sich bei der Lektüre selbst als zielführend, das gerade eben leicht Ironisierte wird durchaus zur Tugend.

Die Stärke der Darstellung liegt in der umfassenden Einbettung einzelner Handlungssituationen und Textquellen in eine Vielzahl von Kontexten. Die Autorin bespielt bei der Interpretation und Analyse mustergültig das Verhältnis der Quellen zu zeitgenössischen und modernen Diskursen, persönlichen Perspektiven der Akteure, Genre-bedingten Eigenschaften, etc., vermeidet aber gleichzeitig die bei solcher Akribie sich leicht einstellende Überheblichkeit bei der Beurteilung der Akteure. Sowohl europäische als auch afrikanische Teilnehmer werden zwar in ihrer jeweiligen Gebundenheit analysiert, aber im Prinzip gesteht ihnen Brauner eine Deutungskompetenz ihrer jeweiligen Realität zu, die nicht vollständig von postmoderner Theorie „wegdekonstruiert“ wird. Auch gibt es kaum eine Begriffsanwendung im Buch, die sich nicht als Ergebnis eines bewussten und gereiften Prozesses ausweist, der sich aus der Auseinandersetzung mit zahlreichen Forschungspositionen ergibt bzw. begründen lässt.

Freilich, der stark theoriegeleitete Zugang hat zur Folge, dass die Analyse der unmittelbaren Interaktionssituationen stärker ausfällt als die Darstellung allgemeiner Entwicklungen und institutioneller Aspekte oder eine Auseinandersetzung mit den Akteuren selbst, die hauptsächlich „rahmend“ zur Erklärung konkreter Situationen herangezogen werden. Die Arbeit verliert sich dabei jedoch nicht im Geschwurbel, in dem so manche Studie zu Transkulturalität oder interkultureller Kommunikation hängen bleibt. Brauner vermag über eben jene praxeologische Analyse und unter Zuhilfenahme theoretischer reflektierter Begriffsanwendung eine überzeugende Geschichte der Diplomatie an der westafrikanischen Küste zu erzählen. Man reflektiert beim Lesen ebenso viel über Bourdieu oder Luhmann wie über Ablauf und Wahrnehmung von Audienzen an westafrikanischen Höfen, über die „Ökonomie des Schenkens“ genauso viel wie über das Weihnachtsfest im konkreten „europäisch-afrikanischen Geschenkekalender“.

Der Wert der vorliegenden Monographie erschließt sich meiner Meinung nach vor allem durch die vollständige Lektüre: Der konsequente Aufbau lässt den Erkenntnisgewinn aus den einzelnen Kapiteln durch die Reflexion des davor Gesagten fortschreitend steigen. Die Arbeit ist ein Musterbeispiel dafür, wie viel Theorie eine historische Arbeit „verträgt“, ohne den idiosynkratischen Charakter der Historie verschwinden zu lassen und zu einer historisch untermalten Soziologie zu werden. Auch wenn man nicht oft die Muße hat, einen Titel so vollständig abzuarbeiten (wenn man nicht gerade eine Rezension verfasst), die Lektüre dieses Buches als Ganzes, von der ersten Einleitung bis zur letzten Zusammenfassung, regt an und rentiert sich – wobei schon der Anschaffungspreis fast dazu verpflichtet, der Monographie tatsächlich die ihr gebührende Aufmerksamkeit zuteil werden zu lassen.

WERNER STANGL

Graz

VSWG 103, 2016/2, 239–240

Amy J. Catalano

**A Global History of Child Death. Mortality, Burial, and Parental Attitudes**

Lang, New York u. a. 2015, 175 S., 67,40 €.

Die jüngere Forschung hat einige Anstrengungen unternommen, um klassische Sichtweisen der Kindheitshistoriografie zu widerlegen, namentlich die des einflussreichen Annales-Historikers Philippe Ariès. So konnten neuere Studien, etwa von Claudia Jarzebowski und Thomas M. Safley, in transnationaler Perspektive triftig machen, dass Kindheit mitnichten an der Wende zum 19. Jh. „erfunden“ wurde und signifikante emotionale Beziehungen zwischen Eltern und Kindern schon in der Vormoderne bestanden. Hier setzt die Monografie von Amy J. Catalano an. Ihr Interesse gilt einer eingehenden Auseinandersetzung mit der Ariès'schen These, dass der Kindstod in Zeiten hoher Kindersterblichkeit, insbesondere im Mittelalter, verhältnismäßig apathisch hingenommen wurde. Deshalb untersucht sie elterliche Trauer in instruktiv epochen- und kulturübergreifender Weise. Im ersten, längeren Teil wird zunächst auf die Gründe von Kindersterblichkeit eingegangen, ehe Beerdigungs- und Trauerpraktiken von der Prähistorie bis in die Gegenwart im Fokus stehen. Im zweiten Teil beleuchtet die Autorin elterliche Haltungen gegenüber dem Kindstod – u. a. mit Blick auf Namensgebung, Trauerliteratur, Bilder und Fotografien. Laut Rückentext ist das Buch vornehmlich an Studierende adressiert.

Catalano bietet eine flüssig geschriebene Überblicksdarstellung, die in der Tat zu Differenzierungen gemahnt: Trauerpraktiken waren und sind in vielen Kulturen neben dem materiellen Hintergrund der Eltern abhängig vom Alter sowie vom Geschlecht des Kindes. Opferungen und kulturell legitimierte Kindstötungen besitzen eine lange historische Tradition. Fortschrittsdiskurse laufen ebenso ins Leere wie vorschnelle Revisionen von Ariès: Während etwa die ägyptische Hochkultur eine besondere Hochachtung für Kinder kennzeichnete und die elterliche Anteilnahme im mittelalterlichen Islam zwischen religiösem Ritual und besonderer Emotionalität changierte,

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

begegneten frühneuzeitliche Amerikaner dem Kindstod weitgehend unaufgeregt. Gerade im Hinblick auf den angloamerikanischen Raum steuert die Autorin einige Argumente für den „Sattelcharakter“ des späten 18. und frühen 19. Jh.s bei.

Tiefe erreicht Catalanos Arbeit freilich nicht. Die Anbindung an die Forschung bleibt rudimentär. Die Einleitung kommt mit vier Seiten aus, eine Schlussbetrachtung fehlt. Die Literaturangaben beschränken sich häufig auf die Nennung eines Titels, so werden die Ausführungen zur „Euthanasie“-Politik des Nationalsozialismus ausschließlich mit einem siebenseitigen Aufsatz belegt. Für große Irritationen sorgen die methodischen Schwächen. Zentrale Begriffe wie „Kindheit“ und „Emotionalität“ werden nicht reflektiert. Es finden sich etliche Wiederholungen, gerade im ersten Teil wäre eine thematische Gliederung zielführender gewesen. Die nötigen Eigenschaften einer Globalhistorikerin lässt die Autorin vermissen: „ein Gespür für Proportionen, für Größenverhältnisse, für Kraftfelder und Beeinflussungen, einen Sinn auch für das Typische und Repräsentative“ (Jürgen Osterhammel). Alles steht relativ unverbunden nebeneinander, die Quellenauswahl wird nicht begründet, Quellenkritik nicht vorgenommen, unreflektiert springt die Darstellung in der Zeit und von Kontinent zu Kontinent. Es wird nicht erklärt, warum Athen als Beispiel für die griechische Antike, Irland als *pars pro toto* für das europäische Mittelalter, der Tag der Toten ausschließlich für Mexiko in Augenschein genommen wird. Das Römische Reich wird auf weniger als drei Seiten und ohne zeitliche sowie räumliche Differenzierung behandelt, die Kreuzzüge müssen sich ebenso wie der Nationalsozialismus mit einer halben Seite begnügen. Demgegenüber wird der Amoklauf an der Sandy Hook Elementary School in Newton im Jahr 2012 auf eineinhalb Seiten – länger als das Thema moderne Kriege und Kindstod – betrachtet. Die avisierte Analyse der Trauermedien beschränkt sich im Wesentlichen auf die kursorische Nennung vermeintlich einschlägiger Beispiele von Plutarch über Jan Kochanowski, von Holocaust-Opfern verfassten Schlafliedern bis zu relativ abseitigen Ratgebern der 1970er und 1980er Jahre.

Insgesamt ergibt sich ein kritischer Befund. Catalano schreibt ein mutiges Buch, das viele interessante Mosaiksteinchen zusammenträgt, diese jedoch nicht zu einem systematischen und gewinnbringenden Ganzen zusammenzuführen vermag. Stellenweise erinnert es eher an eine Aneinanderreihung von Lexikonartikeln als an ein Lehrbuch für Studierende.

MARKUS RAASCH

Mainz



VSWG 103, 2016/2, 241–242

Thomas Etzemüller (Hg.)

**Vom „Volk“ zur „Population“. Interventionistische Bevölkerungspolitik in der Nachkriegszeit**

Westfälisches Dampfboot, Münster 2015, 297 S., 29,90 €.

Die Geschichte der Bevölkerungswissenschaft und der Bevölkerungspolitik blieb in Deutschland aufgrund ihrer Rolle im Nationalsozialismus lange nahezu unbearbeitet. Dies änderte sich mit dem Schwerpunktprogramm der DFG „Ursprünge, Arten und Folgen des Konstrukts ‚Bevölkerung‘ vor, im und nach dem ‚Dritten Reich‘“ (2001–2009). Daran anknüpfend weitet der anzuzeigende Sammelband die Thematik aus und konzentriert sich auf Aspekte der Bevölkerungspolitik, Humangenetik sowie der Gesundheitspolitik in Europa (vor allem in Deutschland), Amerika und Afrika in der Nachkriegszeit. Dabei wird der Blick insbesondere darauf gerichtet, welche Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Bevölkerungspolitik zu beobachten sind, wie sich Machtbeziehungen sowie soziale Ordnungsvorstellungen veränderten und wie Technologien, um das reproduktive Verhalten der Menschen zu kontrollieren, stets verfeinert wurden.

Im Mittelpunkt stehen dabei vor allen Dingen die einschlägigen Experten, da sie einerseits Diskurse sowie bevölkerungspolitische Zugriffe lenkten und andererseits mehr schriftliche Quellen hinterließen als ihre Klientel. Nach einem Beitrag über biografische Kontinuitäten vor und nach 1945 am Beispiel prominenter Bevölkerungswissenschaftler als Einstieg bzw. „Übergang“ in die Bevölkerungswissenschaft der Nachkriegsgeschichte geht es zunächst im Kapitel „Population Control“ um zum Teil autoritäre Eingriffsversuche in der „Dritten Welt“, bei denen Experten danach strebten, Fertilität und Familienplanung der einheimischen Bevölkerung zu „rationalisieren“. Im folgenden Kapitel „Humangenetik“ wird die enge Verbindung zwischen den Disziplinen Bevölkerungswissenschaft und Biologie bzw. Medizin deutlich, in denen eine neue Beobachtungsdimension eröffnet wurde, etwa wenn deutsche sowie dänische Humangenetiker mit einem flächendeckenden Erbkrankheitsregister planten, die Bevölkerung in genetischer Hinsicht vollständig zu erfassen. Damit gewann auch die Medizinalstatistik eine neue Bedeutung, indem nun ärztliche Verantwortung gegenüber einem statistischen Krankheitsrisiko in den Hintergrund rückte; medizinische Entscheidungen wurden damit zunehmend dem Patienten überantwortet, der eigenverantwortlich Behandlungsoptionen abwägen und damit entsprechende Risiken tragen sollte. Mit der Anwendung des Risikobegriffs in der Humangenetik rückten (wieder) Strategien in den Blick, die darauf abzielten, den negativen Auswirkungen der Vererbung vorzubeugen. Dies wurde verstärkt, etwa durch den Aufbau humangenetischer Beratungsdienste in der Bundesrepublik der 1970er Jahre, und spitzte sich bis in die 1980er Jahre zu, als Sterilisationsempfehlungen für Mädchen und Frauen ausgesprochen wurden, die als geistig behindert galten. In den letzten beiden Beiträgen geht es im Kapitel „Gesundheitspolitik“ um medizinische Expertise als Möglichkeit für einen bevölkerungspolitischen Zugriff. Diese Ambivalenz zwischen Zwang und Aufklärung, zwischen Schutz der Bevölkerung sowie individuellen Freiheitsrechten wird besonders deutlich an den Beispielen von Impfprogrammen der 1960er Jahre (Pocken, Polio) sowie der AIDS-Prävention der 1980er.

Ausgezeichnete Beiträge von einschlägig ausgewiesenen Experten zeigen die Bandbreite unterschiedlicher Zugriffe der Bevölkerungspolitik – mit eher disziplinierenden Ansätzen in der „Dritten

Welt“ und immer weiter verfeinerten Techniken in der „Ersten Welt“. Der gelungene Band demonstriert den engen Zusammenhang zwischen Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik, er bietet weitere Grundlagen, einerseits die Kontinuitäten und Verschiebungen herauszuarbeiten (so hat das erwähnte Schwerpunktprogramm deutlich gezeigt, wie Biologie und Medizin seit Beginn des 20. Jh.s immer stärker am Diskurs über Bevölkerung teilhaben) sowie andererseits die transnationale Perspektive zu stärken. Die Reichweite und Nachhaltigkeit des so oft vernachlässigten Themas zeigt auch dieser Band deutlich auf. Dank gebührt dem Herausgeber Thomas Etzemüller, der sich dieses Forschungsfeldes seit Jahren kompetent annimmt.

JÖRG VÖGELE  
Düsseldorf

VSWG 103, 2016/2, 242–243

Stefan Gerber u. a. (Hg.)

**Zwischen Stadt, Staat und Nation. Bürgertum in Deutschland**

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014, 2 Bde., 852 S. (10 Abb., 10 Tab.), 99,99 €.

Was die Beiträge der vier Autorinnen und 41 Autoren zusammenhält, ist – wie bei einer Festschrift nicht unüblich – weniger das gemeinsame Thema „Bürgertum“ als vielmehr die Verbundenheit mit Hans-Werner Hahn, dem sie gewidmet sind. Viele von ihnen greifen thematisch die Forschungsschwerpunkte des Jubilars auf: Neben der Bürgertumsgeschichte behandeln sie Vormärz, 1848er Revolution, Industrialisierung, Universitätsgeschichte, Regionalgeschichte – insbesondere zu den Wirkungsstätten Hahns – sowie Einzelbiographien. Und obwohl das 19. Jh., speziell dessen erste Hälfte, am stärksten repräsentiert ist, umspannen die Aufsätze die Zeit von der Frühen Neuzeit bis ins 21. Jh. Da sie hier nicht alle besprochen werden können, zielt die Rezension darauf, einige wiederkehrende Interpretationsansätze zu bündeln. Dass dabei einige lesenswerte Beiträge unerwähnt bleiben, ist unvermeidlich.

Viele Autoren heben die Bedeutung kultureller Inszenierungen des regionalen und / oder nationalen Selbstverständnisses hervor. So widmen sich etwa Winfried Speitkamp und Jürgen Müller Festen sowie Feierlichkeiten, Eva Kell deutet bildliche Darstellungen des Saarbrücker Schlossbrandes 1793, und Gottfried Gabriel untersucht das Spannungsverhältnis von territorialer sowie nationaler Symbolik von Münzen aus der Zeit des deutschen Bundes. Michael Maurer analysiert die Konkurrenz von dynastischer sowie bürgerlicher Denkmalkultur und zeichnet dabei auch die allmähliche nationale Vereinnahmung der Weimarer Klassik nach. Diese greift der Beitrag Georg Schmidts für die Zeit nach 1945 auf: Nun wurde für das deutsche Selbstverständnis gern auf den „deutschen Geist“ rekurriert, der als positiver Identifikationspol scharf von der aggressiven deutschen Machtpolitik und vom Nationalsozialismus abgegrenzt wurde.

Mehrere Autoren wenden sich gegen Schwarz-Weiß-Zeichnungen und teleologische Geschichtsdeutungen, so etwa Klaus Manger, der fortschrittsgläubige und fortschrittsskeptische Dichter aus der Zeit der Industrialisierung gegeneinanderstellt, Jörn Leonhard, der am Beispiel Carl

Rottecks Widersprüche im frühliberalen Denken aufdeckt, und Thomas Kroll, der in europäisch vergleichender Perspektive den Führerkult sozialistischer Parteien um 1900 betrachtet. Wolfram Siemann betont, dass revolutionäre Freiheitsbestrebungen sowohl um 1789 als auch um 1848 mit einer intensivierten geheimpolizeilichen Überwachung Hand in Hand gingen, und reflektiert daran anschließend seine persönlichen Erlebnisse mit der Stasi, die ihn während eines Archivaufenthalts in der DDR als Spitzel zu ködern versuchte. Ambivalenzen betont auch Gisela Mettele, welche die Partizipation von Frauen an der frühen Nationalbewegung thematisiert. Sie legt dar, dass sich hier zwar neue weibliche Handlungsspielräume eröffneten, allerdings nur auf der Grundlage einer klar abgesteckten Geschlechterhierarchie.

Die meisten Aufsätze behandeln die deutsche Geschichte. Dagegen schlägt sich die derzeitige Mode der Globalgeschichte kaum nieder, was z. T. wohl durch die Konzentration vieler Beiträge auf die Regionalgeschichte und auf das frühe 19. Jh. bedingt ist. Allerdings regt Rolf Walter an, bereits die globalen Handelsnetzwerke der Frühen Neuzeit als Zeugnisse einer „Proto-Globalisierung“ zu verstehen und ihnen gerade auch in lokalen sowie biographischen Kontexten nachzugehen. Ähnlich fordert Dirk van Laak auf, den Blick auf die zahlreichen „Kosmopoliten des Alltags“ (S. 237) zu lenken, die schon das frühe 19. Jh. prägten. Exemplarisch zeigt er anhand des Naturforschers Ernst Dieffenbach, der im Vormärz aus politischen Gründen nach England emigrierte und von dort aus Neuseeland bereiste, wie die transnationale Wissenszirkulation dieser Zeit durch die politische Diaspora angetrieben wurde. Die Barrieren eines transnationalen Wissensaustausches auf institutioneller Ebene nimmt hingegen Michael C. Schneider in den Blick. Er zeichnet nach, wie pragmatisch ausgerichtete nationalstaatliche Interessen die Bemühungen durchkreuzten, aus dem Internationalen Statistischen Kongress 1863 in Berlin eine internationale Forschungseinrichtung zu machen.

CHRISTINE G. KRÜGER  
Göttingen

VSWG 103, 2016/2, 243–244

John Henderson

**Das Spital im Florenz der Renaissance. Heilung für den Leib und für die Seele** (Wissenschaftsgeschichte). Steiner, Stuttgart 2014, 477 S., 58,00 €.

Mit dieser Veröffentlichung liegt ein neuerer Klassiker der Hospitalgeschichtsschreibung (*The Renaissance Hospital: Healing the Body and Healing the Soul*, 2006) acht Jahre nach seiner Originalpublikation nun auch in deutscher Übersetzung vor, die vorsichtig auch die seitdem erschienene Forschungsliteratur nachträgt. Tatsächlich ist die Florentiner Hospitallandschaft geradezu umwerfend vielfältig – im Anhang listet Henderson 68 zwischen 1000 und 1550 gegründete Hospitäler auf, von denen allerdings manche bereits im engeren Untersuchungszeitraum wieder geschlossen wurden. Der Verfasser entwickelt seinen Stoff in drei grundlegenden Teilen, die das Verhältnis Stadt und Spital, die Heilung der Seele sowie die Heilung des Körpers zum Thema haben und jeweils wiederum in drei Kapitel aufgliedert sind. Das besondere Verdienst der Studie liegt darin, den

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

ebenso unglücklichen wie letztlich glücklosen Versuch, den vermeintlichen Widerspruch zwischen religiös-geistlich motivierter Heilung der Seele und medizinisch angeleiteten Maßnahmen der Heilung des Körpers als eine historisch wenig sinnvolle Alternative herausgestellt zu haben. Eine reiche Hospitallandschaft repräsentierte den Wohlstand einer Stadt – und legitimierte damit nicht zuletzt deren Obrigkeit –, zugleich war sie dem geistlichen Heil der Stifter und der Hospitalbewohnerinnen und -bewohner sowie deren körperlichem Wohlbefinden und nach Möglichkeit deren Gesunderhaltung explizit gewidmet, die sie auch in nicht wenigen Fällen erreichte.

Hendersons Arbeit fügt sich damit gut in die Tendenzen ein, die auch in der deutschen Hospitalgeschichtsschreibung der letzten beiden Jahrzehnte zu beobachten sind. Als ein Startpunkt mag Ulrich Knefelkamps Studie zum Nürnberger Heilig-Geist-Spital (1989) gelten, wobei im deutschsprachigen Raum die Finanzierungs-, Patienten- und Sozialgeschichte der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Hospitäler üblicherweise deutlicher, die Architektur- und Kunstgeschichte weniger deutlich konturiert wird als bei Henderson. Speziell der deutsch-italienische Vergleich spielt für die Geschichte des mittelalterlichen Hospitalwesens ebenfalls seit geraumer Zeit eine nicht unerhebliche Rolle, wie etwa bei Michael Matheus (Hg.): Funktions- und Strukturwandel spätmittelalterlicher Hospitäler im europäischen Vergleich (2005) und Gisela Drossbach (Hg.): Hospitäler in Mittelalter und Früher Neuzeit: Frankreich, Deutschland und Italien (2007) – beide Sammelbände enthalten auch Aufsätze zu Florenz aus der Feder von Henderson. Im breiten europäischen Überblick sind zuletzt insbesondere die beiden voluminösen Bände von Martin Scheutz u. a. „Quellen zur europäischen Spitalgeschichte (2010)“ sowie „Europäisches Spitalwesen (2008)“ heranzuziehen, die ebenfalls deutlich machen, dass die hier zu besprechende Arbeit von Henderson im Jahr 2015 nicht mehr beanspruchen muss, „Trendsetter“ auf unerkundetem Terrain zu sein, sondern sich gut in die deutschsprachige Hospitalgeschichtsschreibung der letzten Jahre einfügt.

Die Übersetzung von Gerhard Aumüller ist eher wortgenau angelegt und lässt vielleicht gerade deswegen den Charme und den zuweilen sanft ironischen Unterton des Originals hier und da vermissen. „Das Spital im Florenz der Renaissance“ bleibt aber auch im Deutschen eine angenehme und vor allem ungemein erhellende Lektüre.

FRITZ DROSS

Erlangen



VSWG 103, 2016/2, 245–246

Jan Hirschbiegel / Werner Paravicini in Zusammenarbeit mit Kurt Andermann (Hg.)  
**In der Residenzstadt. Funktionen, Medien, Formen bürgerlicher und höfischer  
 Repräsentation. 1. Atelier der neuen Residenzen-Kommission der Akademie  
 der Wissenschaften zu Göttingen veranstaltet mit dem Hohenlohe-  
 Zentralarchiv Neuenstein, 20.–22. September 2013**  
 (Residenzenforschung, N. F.: Stadt und Hof 1). Thorbecke, Ostfildern 2014, 268 S.  
 (62 Abb.), 55,00 €.

In ihrer neuen Schriftenreihe befasst sich die Residenzen-Kommission mit dem Verhältnis von Hof und Stadt in Spätmittelalter und Früher Neuzeit und nimmt dabei schwerpunktmäßig die zahlreichen kleineren Residenzstädte und -orte in den Blick, die die politische, soziale und kulturelle Landkarte des Alten Reiches maßgeblich prägten. Der Tagungsort Neuenstein, wo die hier publizierten Beiträge zumeist jüngerer Forscherinnen und Forscher im Herbst 2013 im Rahmen eines „Ateliers“ vorgestellt wurden, war im Hinblick auf diese Schwerpunktsetzung bewusst gewählt: Wie Kurt Andermann in seinem Beitrag über „Residenzstädte im Hohenlohischen“ ausführt, kann diese Landschaft „als nachgerade idealtypisch gelten für das Alte Reich und seine kleinstaatliche Vielfalt“ (S. 36).

Eingeleitet wird der Band von Werner Paravicini, der Repräsentation definiert als „die Vergegenwärtigung von Abwesendem oder Unsichtbarem im Raum sozialer Beziehung mit Hilfe von Medien vielfacher Art (Körper, Kleidung, Sprache, Text, Wappen, Inschrift, Bild, Porträt, Thron, Brief, Geschenk) oder von symbolischer Interaktion beziehungsweise statischer oder performativer Kommunikation (Architektur, Raumordnung, Einzug, Prozession, Fest und Feier)“ (S. 15). Anschließend entwickelt er einen „Fragenkatalog“, der auf das Verhältnis von Konflikt und Kooperation, von Residenz- und Verwaltungsfunktion, von höfischer und bürgerlicher Repräsentation sowie von Herrschafts- und Medienwechseln abhebt. Paravicini zufolge betonen die Autorinnen und Autoren das Moment der Kooperation stärker als dasjenige des Konflikts und akzentuieren die vielfältigen Verschränkungen von höfischer und städtisch-bürgerlicher Sphäre.

Zehn weitere Beiträge betrachten einzelne Städte bzw. Städtegruppen aus kunst- bzw. kulturhistorischer Perspektive. Sascha Köhl untersucht fürstliche Bauprogramme in den niederländischen Städten Hoogstraten, Veere und Middelburg in Flandern, in denen sich eine „neue repräsentative Qualität der Residenzstädte“ um 1500 manifestiert habe (S. 69). Christof Paulus zeigt anhand von Ämterrechnungen die engen wirtschaftlichen und sozialen Verflechtungen zwischen dem bayerischen Herzogshof und der Residenzstadt München im 15. Jh. Das um 1400 noch durchaus konfliktreiche Verhältnis zwischen Hof und Stadt wurde gegen Ende des Säkulums von „einem herzoglich dominierten weitgehenden Miteinander“ abgelöst (S. 79). Thomas Martin beschreibt Saarbrücken im späten 18. Jh. als „Kontaktzone zwischen Herrscher und Untertan“ (S. 87) – eine Interpretation, die er unter anderem an der räumlichen Gegenüberstellung von Schloss und Rathaus sowie an der Öffnung des Schlosses für Bürger der Residenzstadt zu festlichen Anlässen festmacht. Christian Katschmanowski konstatiert, dass die Mainzer Kurfürsten in ihrer Residenzstadt auf eine „gezielte urbane Umgestaltung nach ästhetischen Kriterien als Ordnung stiftendes Element“ verzichtet hätten (S. 101). Stattdessen konzentrierten sich die Landesherren auf Bauaufträge mit Ver-



teidigungs-, Infrastruktur- und Fürsorgefunktionen; das „Repräsentationsvakuum“ wurde durch die „Errichtung repräsentativer Familienhöfe“ gefüllt (S. 106 f.). Heiko Lass zeigt an zahlreichen Beispielen auf, wie Landesherren und Städte beim Neubau, der Ausstattung und der Nutzung von Kirchen zusammenwirkten. Während Neubauten von Schlosskirchen zumeist vom Landesherrn eingeleitet wurden, hatte die Stadtgemeinde in der Regel für die Kosten aufzukommen. Die Sitzordnung spiegelte den hierarchischen Aufbau der Gesellschaft wider, und die höfische Sphäre blieb von der städtischen trotz der Nutzung derselben Kirchenräume weitgehend getrennt.

Christian Hagen thematisiert Funktion und Wahrnehmung des am Ende des 15. Jh.s neu gestalteten Innsbrucker Wappenturms. König Maximilian und seine Nachfolger integrierten den einstigen Stadtturm in die fürstlich-höfische Sphäre und nutzten ihn zur Visualisierung ihrer Herrschaftsansprüche. Ines Elsner stellt ein Ensemble von 13 Huldigungspräsenen von Städten, Ämtern und Orten des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel aus dem 17. Jh. vor, die das Land Niedersachsen 2009 aus dem Kunsthandel erwarb. Die stilistischen Ähnlichkeiten der Objekte legen „den Schluss nahe, dass die Landesherrschaft gezielt Einfluss auf Aussehen und Herstellung der Silbergeschenke nahm“ (S. 154). Jean-Dominique delle Luche betrachtet Schützenfeste als „Bühne der Regional- und Territorialpolitik“ in Residenzstädten, wobei er anhand von Pforzheim, Würzburg, Ansbach und Stuttgart im 15. und 16. Jh. unterschiedliche Anlässe und Konstellationen herausarbeitet. Julia Brenneisen thematisiert, wie die Armenfürsorge in Schwerin in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s zum Feld konkurrierender Macht- und Repräsentationsansprüche wurde: Während armenpolitische Initiativen Herzog Friedrichs des Frommen von Stadtrat und Bürgerschaft blockiert wurden, gelang es dessen Nachfolger Friedrich Franz I., ein zentrales Armen-, Arbeits- und Waisenhaus als Monument für seinen 1785 verstorbenen Onkel zu realisieren. Michael Hecht charakterisiert abschließend die symbolischen Praktiken der Konsensstiftung und Integration in Halle an der Saale zwischen dem 15. und dem 17. Jh. Die zentralen „höfisch-städtische[n] Interaktionsrituale“ konzentrierten sich dort auf die Saline, die eine wichtige wirtschaftliche und herrschaftliche Schnittstelle zwischen höfischer und städtischer Sphäre bildete. Rituale wie die Belehnung der Solgutsbesitzer sowie die Einsetzung der Salzpänner und des Salzgräfen aktualisierten die soziale und politische Ordnung der Stadt.

Die Beiträge des Bandes werfen eher Schlaglichter auf das Verhältnis von Stadtgemeinde und Hof in kleineren und mittelgroßen Residenzstädten, als dass sie abschließende Ergebnisse präsentieren; sie bieten jedoch vielfältige Anregungen für weitere Forschungen und bilden insgesamt einen vielversprechenden Auftakt zur neuen Reihe der Residenzen-Kommission.

MARK HÄBERLEIN

Bamberg



VSWG 103, 2016/2, 247–248

Angelique Leszczawski-Schwerk

**„Die umkämpften Tore zur Gleichberechtigung“. Frauenbewegungen in Galizien (1867–1918)**

(Osteuropa 9). LIT, Wien / Berlin / Münster 2014, 376 S., 44,90 €.

Die historischen ethno-religiösen Frauenbewegungen des habsburgischen Kronlands Galizien und Lodomerien (1772–1918) werden im vorliegenden Band untersucht. Dieser basiert auf einer im Rahmen des Doktoratskollegs „Galizien“ der Universität Wien verfassten Dissertation. Der auf den ersten Blick vielleicht irritierende Plural „Frauenbewegungen“ im Titel erklärt sich durch den Umstand, dass Galizien ein multiethnischer und multireligiöser Raum war, in dem neben Polen, Ruthenen (so der offizielle Terminus für die ukrainische Bevölkerung) und Juden auch Deutsche und Armenier lebten. Die Verfasserin widmet sich aber nur den Frauenbewegungen der drei größten Gruppen und hat sich damit schon eine beachtliche Aufgabe gestellt. Obgleich sowohl die Geschlechtergeschichte des östlichen Europas als auch die historiographische Erforschung Galiziens in den letzten Jahren einen großen Aufschwung genommen haben, wurde diese ethno-religiöse Gesamtschau erstaunlicherweise noch nicht gewagt; polnischer- und ukrainischerseits dominierte zumeist der Blick auf das eigene nationale Kollektiv, und Interaktionen und Transfers zwischen den Gruppen wurden selten pointiert herausgearbeitet. In der Pionierstudie Natalie Stegmanns' wiederum wurde eher die Zusammenarbeit innerhalb der polnischen Frauenbewegung über die Teilungsgrenzen hinweg thematisiert, nicht die zwischen den Ethnien. Leszczawski-Schwerk will die galizischen Frauenbewegungen in die zentraleuropäische Frauenbewegungsgeschichte einbetten und fordert einen neuen Blick von „West“ nach „Ost“, der zumal das zählebige Rückständigkeitsparadigma des europäischen Ostens in Frage stellen kann. Für die Verfasserin ist Galizien so auch (und zu Recht) „ein signifikanter Raum weiblicher Emanzipation“ (S. 11). Zugleich kritisiert sie das von der Doyenne der ukrainischen Frauengeschichtsschreibung, Martha Bohachevsky-Chomiak<sup>2</sup>, aufgestellte Paradigma der Andersartigkeit osteuropäischer Frauenbewegungen, wonach Frauen in diesem Teil Europas stärker dem Primat des Nationalen gefolgt seien; Leszczawski-Schwerk zeigt aber plausibel, dass davon vor 1914 nur bedingt die Rede sein kann. Ein besonderes Anliegen ist es ihr, den Rahmen und die Grenzen der Zusammenarbeit zwischen polnischen, jüdischen und ukrainischen Frauenvereinigungen zu zeigen. Besonders zwischen Polinnen und Ukrainerinnen gab es immer wieder gemeinsame Aktionen, z. B. im Kontext der seit den 1890er Jahren cisleithanienweit durchgeführten Kampagnen für die Erweiterung des Wahlrechts auf Reichsrats- und Landtagsebene. Dies war für zionistische Jüdinnen übrigens kein Thema. Dies erklärt die Verfasserin damit, dass innerhalb der zionistischen Bewegung Frauen formal (nicht real) gleichgestellt waren (S. 34); warum das Wahlrecht aber deshalb kein Thema war, wird nicht ganz deutlich. Insgesamt werden die zahlreichen Verbindungen von galizischen Frauen außerhalb des nationalen / religiösen Kollektivs besonders betont, die häufigen (Ideen-)Transfers zwischen den Teilungsgebieten, mit den politischen Zirkeln in Wien, zu den verschiedenen Diaspora-Gemeinschaften sowie zu anderen Frauenvereinigungen.

Die Arbeit besteht aus zwei großen Teilen: Im ersten werden die Frauenbewegungen Galiziens erfasst, verortet und in einen größeren, u. a. eben auch gesamteuropäischen Kontext gestellt. In ei-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

nem zweiten Teil werden die umfangreichen, häufig allerdings nur kurze Zeit existierenden Presseerzeugnisse der unterschiedlichen Frauenrechtsorganisationen diskursanalytisch untersucht. Welche Themen spielten eine Rolle? Dazu gehörten vor allen Dingen (und auch das unterstreicht das europäische *setting*) die Frage der Frauenbildung sowie die des Frauenwahlrechts.

Leszczawski-Schwerk gelingt es durch die enge Verschränkung von Makro- und Mikroebenen, ein sehr differenziertes Bild der Frauenbewegungen Galiziens zu zeigen. Dies geschieht auf einem theoretisch höchst anspruchsvollen Niveau, wobei – und dies ist ein kleiner Kritikpunkt – die stetigen Rekurse auf die ‚einschlägigen‘ Diskurs-PäpstinInnen zuweilen kürzer hätten ausfallen dürfen.

- 1 Natalie Stegmann: Die Töchter der geschlagenen Helden. Frauenfrage, Feminismus und Frauenbewegung in Polen, 1863–1919 (Quellen und Studien des Deutschen Historischen Instituts Warschau 11). Wiesbaden 2000.
- 2 Martha Bohachevsky-Chomiak: Feminists Despite Themselves. Women in Ukrainian Community Life, 1884–1939. Edmonton 1988.

KERSTIN S. JOBST

Wien

VSWG 103, 2016/2, 248–249

Peter Masuch u. a. (Hg.)

**Grundlagen und Herausforderungen des Sozialstaats. Denkschrift 60 Jahre Bundessozialgericht, Bd. 1: Eigenheiten und Zukunft von Sozialpolitik und Sozialrecht**

Schmidt, Berlin 2014, 823 S., 168,00 €.

Der hier zur Verfügung stehende Raum würde nicht ausreichen, auch nur das Inhaltsverzeichnis dieses gewaltigen ersten Bandes abzudrucken. Es muss also bei einer groben Charakteristik bleiben – Herausgeber und Autoren mögen es nachsehen. Der Band ist der Bestandsaufnahme derjenigen Wissenschaften gewidmet, die sich mit Sozialpolitik und Sozialrecht befassen. Schon die Tatsache, dass Soziologie, Statistik, Geschichts-, Politik- und Sozialrechtswissenschaft zusammengefunden haben, ist ein Ereignis, zumal in Zeiten, in denen die Forschung über den Sozialstaat von der Wucht der Finanzmärkte an den Rand gedrängt zu werden scheint. Wichtiger aber sind die Inhalte: Die Autoren verorten den deutschen Sozialstaat zunächst im internationalen Vergleich und in seiner historischen Besonderheit seit der Sozialgesetzgebung von 1883 bis 1889. Dem historischen Längsschnitt folgen drei Querschnitte, die – mit Blick auf die Gesamtentwicklung – drei spezielleren Fragen nachgehen (Sozialpolitische Politikberatung, Dauerhaftigkeit des deutschen „mittleren Wegs“ der Sozialpolitik, Sozialpolitik als „Stoßdämpfer“ und als „Bürde“). Zu den deutschen Besonderheiten gehören auch die ausgeprägte Verrechtlichung des Sozialstaats sowie der differenzierte, separate Rechtsschutz. Das führt zu einem umfangreichen zweiten Block, dem So-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

zialrecht selbst. Er enthält den Rahmen des Verfassungsrechts und dessen Europäisierung sowie die Verortung des Sozialrechts in Verwaltungs-, Privat- und Prozessrecht, aber auch das neue Feld sozialrechtlicher Vereinbarungen, den Blick auf die Nachbarwissenschaften des Rechts sowie den internationalen Vergleich.

Im dritten Block geht es um „Herausforderungen des Sozialstaats“. Im Kontext der Globalisierung stellt sich die Frage, ob unser Gerechtigkeitsmodell transnational gelten könne und wie sich der europäische Sozialstaat, wenn er künftig eine gewisse Homogenität erreichen sollte, durch die Globalisierung verändern könnte. Eine weitere Herausforderung stellt sich angesichts des raschen Wandels der herkömmlichen Lebens- und Familienformen. Wer wird bei weiter vorangetriebener Ökonomisierung und Individualisierung auf der Strecke bleiben? Vielleicht die Kinder? Und wie werden sich künftig Bildungspolitik und Verlagerung der Bildungsziele auswirken, zumal wenn Migrantenströme zu integrieren sind? Letzteres wird zunächst Kosten verursachen, sich aber langfristig positiv auswirken, was die wachsende demographische Lücke angeht. Damit ist auch die letzte große Frage angeschnitten, nämlich die der Finanzierbarkeit des Sozialstaats angesichts des „Rentnergipfels“ um 2035. Werden wir mit einer Erhöhung der Beiträge und der Steuern sowie mit einer partiellen Verlagerung auf die Privatvorsorge durchkommen?

Lässt man die Beiträge insgesamt auf sich wirken, so erscheint der Band als Glücksfall der Kooperation mehrerer Disziplinen, die mit ihren je eigenen Perspektiven und Mitteln herausarbeiten, was das Spezifikum der deutschen sozialen Sicherungen gegen Armut, typische Lebensrisiken und besondere Notlagen ist. Die Antworten lassen sich gewiss nicht in eine Formel pressen, aber man kann doch sagen, dass sie sich in den etwa 125 Jahren, in denen sie ihre heutige Form gewannen, als vergleichsweise „reißfest“ und flexibel erwiesen haben – auch weil sie an kritischen Wendepunkten von faktischen Großen Koalitionen getragen wurden –, weiter dass sie eine tendenziell eher etatistische Balance zwischen Staatsfürsorge und „minimal state“ zu wahren suchen, dass sie schließlich eingebettet sind in einen Verfassungs- und Rechtsstaat mit aktiver Grundrechtskontrolle einerseits und einer spezialisierten Rechtsprechung andererseits.

Dieser Rechtsprechung des Bundessozialgerichts wird der für 2016 zu erwartende zweite Band gewidmet sein. Wenn auch er vorliegt, wird man einen Leuchtturm besteigen können, dessen klares Licht die Vergangenheit beleuchtet, dessen Licht in die Zukunft aber wegen der vielen Unwägbarkeiten eher flackert und kaum weiter als bis zur nächsten Generation reicht. Immerhin, Staatsschiffe – um die Lieblingsmetapher des Mitherausgebers Stephan Leibfried anzusprechen – brauchen Leuchttürme für ihren Kurs. Hier steht einer.

MICHAEL STOLLEIS  
Frankfurt a. M.



VSWG 103, 2016/2, 250–251

Paul Nolte

**Transatlantische Ambivalenzen. Studien zur Sozial- und Ideengeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts**

De Gruyter Oldenbourg, München 2014, 436 S., 69,95 €.

In dieser Anthologie werden neun bereits veröffentlichte (1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 9, 13) Aufsätze, ein teilveröffentlichtes (8) und sechs bisher unveröffentlichte Manuskripte (10, 11, 12, 14, 15, 16) des Autors publiziert. Elf Beiträge stammen aus den 1990er Jahren, der jüngste aus dem Jahr 2011. Auf eine Aktualisierung, Kommentierung und inhaltliche Einbettung der Aufsätze in ihren ursprünglichen Entstehungszusammenhang wurde verzichtet; dabei wäre gerade Letzteres bei den bisher unpublizierten Studien interessant gewesen.

In den vier Teilen des Bandes erscheinen zunächst vier Aufsätze unter „Epochen der Moderne“; im zweiten Teil sieben unter der Rubrik „Marktgesellschaft, Republik, Revolution: Vom 18. zum 19. Jahrhundert“; im dritten vier unter „Transatlantische Ambivalenzen im 20. Jahrhundert“, und der vierte Teil „Sozialgeschichte und Ideengeschichte“ besteht aus einem Beitrag. Inhaltlich geht es um die großen geschichtstheoretischen Fragen nach den Epochengrenzen und den Umbruchphasen um 1800 und um 1900 sowie die Methodendebatten im Spannungsfeld von Sozial- und Ideengeschichte. Zudem werden zentrale historische Ereignisse wie die amerikanische Revolution und die Revolution von 1848 behandelt und historische Langzeitentwicklungen wie die Entstehung der Marktgesellschaft im Kontext von Liberalismus und Republikanismus untersucht. Mit Blick auf das Ende des Kalten Krieges und der historischen Zäsur des 11. September 2001 wird schließlich auch die Frage des Auseinanderdriftens europäischer und amerikanischer Entwicklung thematisiert. Die Analysen konzentrieren sich auf die großen Ideen und Konzepte und arbeiten vorwiegend makroanalytisch ihre Bedeutung für die soziale, wirtschaftliche sowie politisch-kulturelle Entwicklung Deutschlands und der USA heraus. Der Autor beweist dabei ein großes Gespür für das Zusammenwirken unterschiedlicher Ideen- und Deutungskontexte und belegt seine Vertrautheit mit unterschiedlichen historiographischen Traditionen.

Die Einleitung erwähnt Brückenschläge zwischen den Aufsätzen als Leseperspektiven. So sollen etwa „soziale Praxis und soziale Ideen, Verhaltensweisen und Institutionen einerseits, Ideologien und Mentalitäten andererseits“ (S. XIII) als inhaltliches und analytisches Bindeglied die einzelnen Beiträge in einen historiographischen Gesamtzusammenhang stellen. Die Aufsätze insgesamt sollen eine Verbindung zwischen der Frühen Neuzeit und dem 21. Jh. herstellen und Kontinuitäten sowie Pfadabhängigkeiten mit Blick auf zentrale Grundmotive der Geschichte des 19. und 20. Jh.s beleuchten. Die Chance, langfristige Entwicklungen und Trends – z. B. anhand des Themas Revolutionen oder der Entwicklung von Marktgesellschaften – dadurch herauszuarbeiten, dass die abgedruckten Aufsätze zur Amerikanischen Revolution (6) und zur Revolution von 1848 (10) bzw. zu Markt und Kultur (7) und zur Diskussion der Forschungsperspektive einer „Kulturgeschichte des Marktes“ (11) durch Brückentexte miteinander in Beziehungen gesetzt werden, wird allerdings nicht ergriffen. Auch die Kontinuitäten oder Brüche in der Geschichte von Republikanismus und Liberalismus, die in zwei Beiträgen (8 und 12) thematisiert werden, bleiben eher versteckt.

Wer hofft, die vom Verlag angekündigte „transatlantische Verflechtungsgeschichte in langer

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

Perspektive“ präsentiert zu bekommen, wird über weite Strecken enttäuscht. Mit Ausnahme von drei Aufsätzen (Republikanismus und Liberalismus [8], Muster und nationale Pfade europäisch-atlantischer Gesellschaften [14] und Transatlantic Ambivalences [15]), die stringent vergleichend argumentieren, bleiben die übrigen Forschungsbeiträge im Paradigma des methodologischen Nationalismus verhaftet. Die sehr klug geschriebenen Studien zu Fragen von Epochenzuschnitten und der Bedeutung von Bruchzonen, wie etwa der viel diskutierten „Sattelzeit“ und des Umbruch um 1900, argumentieren vor der historisch-empirischen Folie deutscher Geschichte. Ausflüge in die englische oder amerikanische Geschichte kommen selten vor und wirken beiläufig. Am ehesten entdeckt man sie im Beitrag über die „Machbarkeit der Welt“ (4). Dabei ist zum Beispiel die Frage, ob sich das Kosellecksche Konzept der „Sattelzeit“ überhaupt auf die amerikanische Geschichte übertragen lässt, nicht trivial.

Liest man das Buch konsekutiv von der ersten bis zur letzten Seite, stolpert man insbesondere im letzten Drittel über Wiederholungen in der Argumentation, in den Beispielen und Schlussfolgerungen. Insofern empfiehlt es sich, bei der Lektüre selektiv vorzugehen.

URSULA LEHMKUHL

Trier

VSWG 103, 2016/2, 251–252

### Ann-Judith Rabenschlag **Völkerfreundschaft nach Bedarf. Ausländische Arbeitskräfte in der Wahrnehmung von Staat und Bevölkerung der DDR**

(Stockholm Studies in History 102). Acta universitatis, Stockholm 2014, 295 S., o. P.

Seit der Jahrtausendwende sind das Leben politischer Flüchtlinge und ausländischer Vertragsarbeiter in der DDR ebenso zunehmend intensiv erforscht worden wie der Umgang mit diesen Gruppen, so von Patrice Poutrus, Christian Th. Müller und Kim Christian Priemel. Publikationen, die Rita Röhr und Annegret Schüle vorgelegt haben, widmeten sich besonders der Beschäftigung von Ausländern in ostdeutschen Betrieben. Die Vertragsarbeiter waren von 1963 bis 1986 nach Abkommen der SED-Führung mit Polen, Ungarn, Algerien, Kuba, Mosambik, Vietnam, Angola, China, Nordkorea und der Mongolei in die DDR gekommen.

Ann-Judith Rabenschlag nimmt die Befunde dieser Veröffentlichungen in ihrer Studie (einer überarbeiteten Fassung ihrer Dissertation) auf. Sie konzentriert sich aber auf eine diskursgeschichtliche Analyse des Konzeptes und Dogmas der „Völkerfreundschaft“, das zwar auch schon von Hans-Georg Golz behandelt wurde, jedoch vor allem im Hinblick auf die außenpolitischen Beziehungen der DDR zu Großbritannien. Demgegenüber zeigt Rabenschlag, dass Behörden, Betriebe und Bewohner der DDR das Leitbild der „Völkerfreundschaft“, das sie (nach James C. Scott) als übergreifendes *public transcript* fasst, für unterschiedliche Ziele, Zwecke und Interessen nutzten. Die Auswertung von Presseartikeln, Akten „Volkseigener Betriebe“, Eingaben von DDR-Bürgern und Berichten des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) belegt die Multifunktionalität des Ideals der

„Völkerfreundschaft“, hinter dem sich vielfach sogar Fremdenfeindlichkeit verbarg.

Die Beschäftigung ausländischer Arbeitskräfte war in der DDR letztlich ebenso vorrangig von ökonomischen Motiven bestimmt wie die Anwerbung von „Gastarbeitern“ in der Bundesrepublik. Diese Gruppen sollten in beiden deutschen Staaten den Arbeitskräftemangel beheben. Allerdings wurde der Einsatz von Ausländern in den Betrieben im ostdeutschen Staat als Beitrag zu der – getratsmühlenartig beschworenen – „Völkerfreundschaft“ offiziell so überhöht und kanonisiert, dass sich die unterschiedlichen Akteure gezwungen sahen, sich jeweils auf das Dogma zu beziehen. Dabei betonten die Betriebsleitungen in ihren Berichten an das Staatssekretariat für Arbeit und Löhne (beim Ministerrat der DDR) ihre Leistung bei der beruflichen und ideologisch-politischen Bildung der ausländischen Arbeitskräfte. Hinter diesem „Narrativ der doppelten Ausbildung“ (S. 161) verbarg sich aber vielfach Überlegenheitsdenken und ein paternalistischer Erziehungsanspruch. Vertragsarbeiter, die geringe Arbeitsleistungen zeigten oder die betriebliche Ordnung missachteten, wurden deshalb in ihre Heimatländer zurückgebracht. Auch DDR-Bürger beklagten in Eingaben Regelverstöße, aber ebenso das öffentliche Auftreten der Ausländer. Dabei nahmen sie das Dogma der „Völkerfreundschaft“ oft sogar für sich in Anspruch, indem sie von den Vertragsarbeitern kulturelle Assimilation und konformes Verhalten verlangten. Auch in Eingaben finden sich damit latent Rassismus und Fremdenfeindlichkeit, die öffentlich nicht artikuliert werden durften. Diese Tabus und das *public transcript* der „Völkerfreundschaft“, das der Legitimation der SED-Diktatur (vor allem in der Auseinandersetzung mit der „Gastarbeiter“-Politik der Bundesregierungen), aber auch der Selbstverortung der Ostdeutschen diente, waren „zwei Seiten ein und derselben Medaille“ (S. 220). Demgegenüber bedurfte das MfS dieser Rechtfertigung nicht, so dass sich seine Mitarbeiter kaum auf „Völkerfreundschaft“ beriefen.

Ogleich die Funktionalisierung von Eingaben für die partikularen Ziele der jeweiligen Verfasser in der historischen DDR-Forschung bereits herausgearbeitet wurde (so von Jonathan Zatin und Felix Mühlberg), bietet Rabenschlags Doktorarbeit neue, instruktive und weiterführende Befunde zur Praxis der Ausländerbeschäftigung in der DDR. Die Studie zeigt besonders, wie Akteure Fremdenfeindlichkeit und rassistische Einstellungen so rahmten, dass sie mit dem Ideal der „Völkerfreundschaft“ vereinbar schienen. In der Absicht, den „Antifaschismus“ und die offizielle Ablehnung des Rassismus zu demaskieren, wird die Interpretation der Verfasserin aber schließlich zu einseitig. So misst die Deutung, dass „das *public transcript* der Völkerfreundschaft [...] eine Existenzberechtigung der DDR“ (S. 228) repräsentierte, dem Leitbild einen zu hohen Stellenwert bei. Ebenso bleibt zu untersuchen, ob und inwieweit das Bekenntnis zu „Völkerfreundschaft“ das Zusammenleben von Ausländern und DDR-Bürgern durchaus auch erleichterte. Nicht zuletzt vermisst man eine klarere Differenzierung zwischen den Einstellungen gegenüber einzelnen Migrantengruppen (über die wiederholt erwähnten Unterschiede im Umgang mit Ungarn und Mosambikanern hinaus). Insgesamt aber hat Rabenschlag überzeugend herausgearbeitet, „wie sowohl die Bevölkerung der DDR als auch staatliche Betriebe und Behörden mit der Diskrepanz zwischen ideologischem Anspruch und Alltagsgeschehen in Bezug auf die Behandlung von Ausländern umgingen“ (S. 40).

ARND BAUERKÄMPER  
Berlin

VSWG 103, 2016/2, 253–254

Christof Rolker

### **Das Spiel der Namen. Familie, Verwandtschaft und Geschlecht im spätmittelalterlichen Konstanz**

(Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 45). Thorbecke, Ostfildern 2014, 453 S., 52,00 €.

Dass Namen wichtige soziale, auch für die Sozial-, Familien- und Kulturgeschichte bedeutende Indikatoren sind, wurde schon vielfach betont und erwiesen, während im Einzelnen noch viele Fragen offen sind. In seiner Konstanzer Habilitationsschrift beleuchtet Christof Rolker das Phänomen von allen möglichen Seiten, um es am spätmittelalterlichen Konstanz konkret zu analysieren. Nach einführenden Kapiteln über die Bedeutung von Namen und Zugehörigkeiten folgen zwei Blöcke über die beiden Etappen des europäischen Namensystems: die Rufnamen des früheren bzw. ganzen und die Familiennamen des späteren Mittelalters. Auch hier werden zunächst jeweils Hintergrund und bisherige Forschung vorgestellt, bevor der Untersuchungsgegenstand am – erst sehr spät im neunten Kapitel näher erläuterten – Konstanzer Material (vor allem Bürger- und Steuerbüchern sowie Selbstzeugnissen der Oberschichten) im Detail analysiert wird.

Bringen die Hintergrundinformationen dem Eingeweihten zwangsläufig kaum Neues, so eignen sie sich in ihrer konzisen und problemorientierten Zusammenstellung und ihrer guten Vertrautheit des Autors mit der (geschichtswissenschaftlichen) Forschung und den Forschungsdiskussionen für die bislang weniger mit dem Thema Befassten als eine hervorragende Einführung in diesen Komplex und die Vielfalt der Praktiken des (alltäglichen) Umgangs mit Namen. Die kritische Betrachtung der Forschungsthese führt Rolker als Ergebnis seiner Analysen jeweils zur Darlegung der eigenen Position, etwa mit der Feststellung, dass sich weder die auffällige Zunahme an (tatsächlich nur wenigen) Heiligennamen aus einer kirchlichen Normierung noch die Durchsetzung von Familiennamen aus entsprechenden administrativen Normsetzungen erklären lassen oder dass die Namengebung keinen Einfluss auf die Gültigkeit der Taufe hat. Entscheidend ist vielmehr die Überlagerung der Motivationen.

Im Hinblick auf die Rufnamen bestätigt sich auch in Konstanz die zunehmende Konzentration auf wenige, häufige, aber auch in der Beliebtheit einander ablösende Namen: von Heinrich, Konrad und Ulrich im 12., zu Johannes im 14. Jh., bei Frauen zu Elisabeth, Anna, Margarethe und Katherina (und damit jeweils in Konzentration auf wenige, große Heiligennamen). Namengebend sind vor allem die Eltern (besonders bei dem ersten und zweiten Kind), Großeltern und Elterngeschwister, kaum hingegen frühere Ahnen. Das Motiv sieht Rolker vor allem in der Vorbildfunktion, doch sind die Belege hier sehr spärlich. Großes Gewicht legt er ferner auf den namengebenden Einfluss der Paten; Mehrfachpatenschaften dienen der sozialen Vernetzung.

Im Hinblick auf die Familiennamen stellt Rolker zunächst wieder die einschlägigen Theorien über die Motivation ihrer Einführung (agnatisches Bewusstsein, Stadtgesellschaft, Schriftlichkeit, Verwaltungstätigkeit, amtliches Bedürfnis nach Identifizierung) in Frage, auch wenn das alles begetragen hat. Auch die Vorbildfunktion Italiens vermag die Existenz verschiedener Formen nicht schlüssig zu erklären. In Konstanz sind Beinamen seit der Mitte des 12. Jh.s, deren Erbllichkeit aber erst später nachweisbar. Neben dem Zusatz *dictus* werden vor allem Herkunft (Ortsname oder



Wohnstätte) und in den Zünften Handwerksnamen üblich. Bei Männern steigt der Anteil der Familiennamen im Verlauf des 14. Jh.s zwar von 83 auf 93 Prozent an, doch steht daneben immer noch die Zuordnung über Verwandte, vor allem Väter und Geschwister, während bei Frauen die Zuordnung über den Mann bis zuletzt noch 64 Prozent ausmacht. Auch Doppelnamigkeit ist durchaus häufig. Familiennamen, so folgert Rolker, sind daher kein Indikator agnatischer Abstammung. Bei Frauen resultieren sie nicht aus dem Geschlecht, sondern aus der Funktion, vor allem bei Rechtsgeschäften. Die Zahl der Familienmitglieder mit gleichem Namen ist darüber hinaus meist klein und entspricht eher der Haushalts- als der Verwandtschaftsfamilie; Familiennamen sind zwar vererbbar, doch keineswegs völlig feste Kollektivnamen, da auch Namenwechsel vorkommen. Wenn Bischöfe, aber auch Ratsherren, den Familiennamen trotz enger Familienbindungen ablegen, dann erscheint ihnen das Amt zur Identifikation wichtiger als der Name.

Der letzte Abschnitt („Katz- und Zunftspiele“) wendet sich der Rolle der Familiennamen in den politisch-sozialen, innerstädtischen Auseinandersetzungen seit der Mitte des 14. Jh.s zu, als sich (ca. 1370) die „alten Geschlechter“ in der Gesellschaft „Zur Katz“ zusammenschlossen. Anhand von Wappen, Namen und Einzelschicksalen werden die Zusammenhänge von Familiennamen und Geschlechtern erörtert. Auch unter dem Aspekt der Familiennamen konnte ein Geschlecht „aussterben“. Unter der Überschrift „Nennung und Genanntwerden“ stellt Rolker noch einmal klar, dass Familien- und Rufnamen keine Erfindung der Verwaltung waren, sondern in den Steuerbüchern, neben anderen Bezeichnungen, zur Identifizierung vor allem bei häufigen Vornamen genutzt wurden, die im Gegensatz zu seltenen Namen fast nie ohne nähere Kennzeichnung blieben. (Bei der Neuanlage der Bücher nach Zunft statt nach Quartier im 16. Jh. entfiel das häufig.)

Das zusammenfassende Schlusskapitel legt noch einmal die gegen bisherige Großtheorien erreichten Ergebnisse dar: Es gebe weder ein europäisches Namenssystem (allenfalls im Plural) noch eindeutige Entwicklungen noch feste Regeln der Namengebung, sondern vielfältige (aber eben doch praktizierte) Namenpraktiken. Dabei ist der Name eher (mit Bourdieu) als symbolisches Kapital selbst gewählt als von Kirche oder Verwaltung geschaffen oder vorgeschrieben. Nachbenennungen finden sich in Konstanz gleichermaßen in allen Schichten, bleiben aber auf den engeren Verwandtenkreis, Familiennamen auf kleine Haushaltsfamilien beschränkt; sie sind weder nur erblich noch werden sie ausschließlich in männlicher Linie weitergegeben noch sind sie sonderlich stabil. Sie folgen nicht nur einer „Regel“ und sind ständig im Fluss.

Die ebenso gründliche wie interessante und zudem sehr verständlich formulierte Arbeit gibt einen guten Einblick in die Namenforschung und in deren kritisch beleuchtete Thesen aus geschichtswissenschaftlicher Sicht und ordnet das engere Thema dabei stets in das soziale Netz ein. Sprachwissenschaftliche Literatur ist nicht in gleichem Maße rezipiert. Eine (Darstellungs-) Schwäche liegt aber darin, dass man dem Autor die Aussagen oft einfach glauben muss, da zwar die Einzelstellen belegt sind, aber Angaben, worauf die Quantifizierungen beruhen, weitgehend fehlen. Mehr Tabellen wären hier hilfreich gewesen.

HANS-WERNER GOETZ

Hamburg



VSWG 103, 2016/2, 255–256

Kimberley Schutte

**Women, Rank, and Marriage in the British Aristocracy, 1485–2000. An Open Elite?**

(Studies in Modern History). Palgrave Macmillan, Basingstoke / New York 2014, 290 S. (12 Abb., 6 Tab.), 84,32 €.

Schuttes Buch ist die Druckfassung ihrer Dissertation, deren Basis in erster Linie die Auswertung von mehr als 7.000 Eheschließungen von Mädchen und Frauen aus dem Adel Großbritanniens im angegebenen Zeitraum bildete. Diese historisch-demographische Herangehensweise wurde mit der Auswertung von Quellen kombiniert, in denen Sichtweisen und Wertesysteme adliger Frauen zu Fragen der Eheschließung erkennbar werden: Briefe, Memoiren und Tagebücher von mehr als 200 Frauen, vorrangig aus der Zeit nach etwa 1750 (S. 86), wurden dazu befragt. Dementsprechend gliedert sich die Studie in zwei große Teile, die freilich durch wechselseitige Bezugnahmen auf Ergebnisse und Quellen gut miteinander verknüpft sind.

Nach einer knappen Einleitung, in der Fragestellungen und wichtigste Ergebnisse prägnant zusammengestellt sind, folgt in Teil I die Auswertung der Statistiken zu den Eheschließungen. Zu ihrer Überraschung fand die Autorin dabei nicht, wie angenommen (S. 8, 161), einen tiefgreifenden Wandel im 18. Jh., den sie nach den sozialen Veränderungen der britischen Gesellschaft generell erwartet hatte, sondern die Zahlen belegen eine Stabilität von Heiratsmustern, die erst Ende des 19. Jh.s allmählich in Bewegung kamen und erst nach dem Ende des Ersten Weltkrieges grundlegende Wandlungen aufwiesen. Damit kommt ihre Studie zu durchaus abweichenden Ergebnissen im Vergleich mit den bekannten Untersuchungen adliger Eheschließungen von Lawrence Stone und David Cannadine. In drei Kapiteln spezifiziert die Autorin ihre Befunde für die Grundmuster Endogamie und Exogamie, fragt nach regionalen Unterschieden zwischen „der“ englischen, „der“ schottischen sowie „der“ irischen Aristokratie und beschreibt schließlich ihren Befund der ständischen Abschließung hinsichtlich der Heiratsverbindungen.

In Teil II bilden die qualitativ argumentierenden Quellen den Schwerpunkt, mit deren Hilfe Schutte etwa den Heiratsmarkt und insbesondere die Handlungsspielräume von – verheirateten wie unverheirateten – Frauen auf diesem Feld beschreibt, dann auf die Praxis der Eheanbahnung bzw. der Auswahl von Heiratskandidaten eingeht, das Phänomen anhaltender Familienverbindungen streift und schließlich auch „unstandesgemäße“ Eheschließungen in den Blick nimmt. Eine knappe Zusammenfassung, ein umfangreicher biographischer Anhang, der die Namen und Eheverbindungen der im Text direkt erwähnten Frauen beinhaltet, Bibliographie sowie Register vervollständigen den Band.

Niemand, der sich schon einmal an historisch-demographischen Statistiken versucht hat, wird die Arbeit, die hinter den auf den ersten Blick wenig umfangreichen Tabellen in Schuttes Darstellung steckt, gering schätzen. Für ihre Nutzbarkeit wäre es jedoch erforderlich, einiges von den methodischen Erwägungen zu kennen, die hinter den Zahlen stecken, die oft nur Prozentangaben darstellen. Leider bleibt etwa ungesagt und unreflektiert, welchen Anteil der Eheschließungen die Stichprobe überhaupt umfasst, ebenso wie „englischer“, „schottischer“, „irischer“ Adel konstituiert werden, wie sich die Eheschließungen über den Untersuchungszeitraum verteilen, wie dieser

begründet wurde. Kurzfristige Schwankungen im Verhältnis von Endogamie, Exogamie und Heiraten „über Stand“, wie sie ein Diagramm (S. 22) ausweist, werden nicht reflektiert. Außer in einigen allgemeinen Sätzen – allerdings an mehreren Stellen des Textes – erfolgt keine Auseinandersetzung mit bereits vorliegenden Untersuchungen zu Eheschließungen adliger Männer, so dass geschlechtsspezifische Unterschiede auf das Phänomen der Geldheirat, das vor allem im 19. Jh. aufscheint (z. B. S. 43, 155–159), reduziert werden. Zwar werden weitere Unterschiede in der Heiratsmotivation der Geschlechter postuliert (S. 27), aber nicht ausgeführt. Damit bleibt festzuhalten, dass die Verfasserin zwar einen begrüßenswerten und arbeitsintensiven Versuch unternommen hat, die Heiratsmuster der britischen Aristokratie unter geschlechterspezifischen Aspekten zu betrachten. Ihre grundsätzlichen Befunde hinsichtlich der Stabilität der Grundmuster und der weiblichen Konzeption adligen Ranges sowie der erheblichen „agency“, die Frauen für das Zustandekommen von Ehen hatten, können wohl als gesichert gelten. In methodischer Hinsicht sowie in Hinblick auf die Kontextualisierung der eigenen Befunde zeigt die Studie jedoch erhebliche Schwächen, mit denen die Verfasserin auch mögliche weitere Erkenntnisse verschenkt hat.

KATRIN KELLER

Wien

VSWG 103, 2016/2, 256–257

Friedrich Wilhelm Teuteberg / Hans Jürgen Teuteberg  
**Alltagsleben eines Niedersächsischen Bauernsohnes vom späten Kaiserreich zur frühen Bundesrepublik. Autobiographische kulturhistorische Notizen**  
 (Quellen und Studien zur Regionalgeschichte Niedersachsens 14). Stiftung  
 Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum, Cloppenburg  
 2014, 152 S. (zahlr. Abb.), 19,80 €.

Am Ende singt der kürzlich verstorbene Hans Jürgen Teuteberg ein Hohelied auf die Alltagsgeschichte: Sie sei „Mikrohistorie als Gegenpol zur Makrohistorie“ und habe die ältere „bildungsbürgerliche Heimatgeschichte“ hinter sich gelassen. Ihr gehe es darum, die „Hintergründe großer makrokultureller Veränderungen“ in kleinräumigen Zusammenhängen zu erhellen. Ausgangspunkt dafür sei die „unmittelbare Erlebniswelt des Menschen“. Das Interesse richte sich u. a. auf die „Geschichte der Frau“, auf „Sexualität, Jugend und Familie“, auf Krankheit und Körper, Tod, Sterben und intergenerationelle Beziehungen, auf Konsum, Ernährung und Wohnen. Dass dies der „allgemeinen Geschichtswissenschaft“ noch immer „recht fern“ liege, ist allerdings eine Behauptung, die den Gegebenheiten des Faches nicht mehr gerecht wird. Überhaupt wirkt das, was über den „Nutzen der modernen Alltagsgeschichte“ ausgebreitet wird, wie aus der Zeit gefallen, bewegt sich im Fragehorizont der 1980er Jahre, über den die Entwicklung längst hinweg geschritten ist.

Teuteberg hebt hervor, dass Selbstzeugnisse für die Analyse alltagskultureller Phänomene von großer Bedeutung seien. Um dies zu exemplifizieren, hat er die autobiographischen Notizen seines Vaters Friedrich Wilhelm Teuteberg bearbeitet und publiziert. Ob und wenn ja, welche Eingriffe

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

er dabei vorgenommen hat, wird nicht erläutert. Die Aufzeichnungen, eine in sich geschlossene chronologische Darstellung, sind aus der Erinnerung niedergeschrieben worden, weil im Krieg sämtliche Briefe, Tage- und Reisebücher, die als Grundlage hätten dienen sollen, zerstört worden sind. Berichtet wird, den Konventionen des Genres gehorchend, über Kindheit und Jugend sowie die ersten Schritte im Berufsleben. Sie reichen von 1886, dem Jahr der Geburt, bis in die Anfänge des Ersten Weltkriegs und werden für die späteren Epochen in knapper Form vom Herausgeber fortgeführt.

Die rundum farbige Schilderung fördert keine weltbewegenden Einsichten zu Tage, ist aber doch insoweit interessant, als sie den Weg eines Dorfkindes in die Großstadt nachzeichnet. Friedrich Wilhelm Teuteberg war der Spross eines Mühlenbesitzers, dessen Betrieb, eine Wassermühle, der aufkommenden, Dampf getriebenen Konkurrenz nicht standhalten konnte und in Konkurs ging. Für den Sohn hatte das zur Konsequenz, dass er die Schule mit der Sekundarreife verlassen und sich bei der Reichspost, in die er eintrat, mit der mittleren Laufbahn bescheiden musste: Das „Bleigewicht der Subalternität“ habe ihm „44 Jahre lang an den Füßen gehangen“. Dies abzuschütteln, galt sein ganzes Streben. Über Fortbildung, Abendstudium und besonderes Engagement im Fernsprechwesen, aber auch standespolitische Aktivitäten arbeitete er sich Zug um Zug voran. Im Rang eines Amtmannes leitete er von 1942 bis 1944 schließlich das Telegraphenbauamt in Kiew. Die Tatsache, dass der Vater, ein christlich konservativer Mann, trotz anfänglichen Widerstrebens 1937 in die NSDAP eingetreten war und bei der Entnazifizierung als Mitläufer eingestuft wurde, behandelt der Sohn in seinen ergänzenden Betrachtungen eher nebenbei, erkennbar bemüht, daraus keine Affäre zu machen.

Obwohl sich der Vater für ein Leben in der Großstadt entschieden hatte, widmet der Herausgeber dessen Geburtsort – Schoningen am Rande des Solling – eine detaillierte Studie, die er zwischen die autobiographischen Aufzeichnungen und die von ihm selbst vorgenommenen Ergänzungen einschiebt. Ohne genaue Quellennachweise werden hier Sozialstruktur und soziale Hierarchien beleuchtet, Wirtschafts-, Arbeits- und Lebensweisen, Vereine und Vereinswesen, Einkommens-, Ernährungs- und Hygieneverhältnisse in einer ländlichen, bäuerlich geprägten Gemeinde im Übergang zur Moderne, was am Schluss in eine Verbeugung vor den Ideen und Perspektiven des konservativen „Volksschriftstellers“, Agrar- und Sozialreformers Heinrich Sohnrey einmündet. An den von diesem aufgeworfenen Themen und Fragen, lautet die Empfehlung, sollte sich eine, dem „wirtschaftlich-technischen“ und „soziokulturellen“ Wandel nachspürende Alltagsgeschichte kritisch orientieren.

JENS FLEMMING

Hamburg



VSWG 103, 2016/2, 258–259

Christoph Thonfeld

**Rehabilitierte Erinnerungen? Individuelle Erfahrungsverarbeitungen und kollektive Repräsentationen von NS-Zwangsarbeit im internationalen Vergleich**  
Klartext, Essen 2014, 362 S., 34,95 €.

In der historischen Erinnerungsforschung wurden die mehr als acht Millionen zivilen ausländischen Zwangsarbeitskräfte (darunter ein Drittel Frauen), die von 1939 bis 1945 nach Deutschland gelockt oder verschleppt wurden, lange vernachlässigt. Zwar setzte in der Bundesrepublik bereits in den achtziger Jahren, als auch erste geschichtswissenschaftliche Studien – besonders Ulrich Herberts wegweisendes Buch – veröffentlicht wurden, eine politische Diskussion über die Zwangsarbeit im „Dritten Reich“ ein. Eine Entschädigung der Opfer begann aber erst 2000, als die Stiftungsinitiative der deutschen Wirtschaft „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ vor allem den noch lebenden 2,7 Millionen osteuropäischen Zwangsarbeitenden jeweils Leistungen in Höhe von maximal 15.000 Euro überwies. Zugleich wurden umfassende Forschungen gefördert, so das „International Forced Labourers’ Documentation Project“, aus dem Christoph Thonfelds Buch hervorgegangen ist. Auf der Grundlage von 86 lebensgeschichtlichen Interviews rekonstruiert die Studie individuelle Erinnerungen von Zwangsarbeitskräften aus Deutschland, Frankreich, England, Israel, Tschechien und der Ukraine. Dabei soll die „eigensinnige Struktur der erzählten Lebensgeschichten gegenüber dem auf einen gesellschaftlichen Konsens bezogenen kollektiven Gedächtnis“ (S. 12) aufgedeckt werden.

Dieses Ziel wird insgesamt vollauf erreicht. Ausgehend von methodologisch-theoretischen Vorüberlegungen und einer begrifflich-konzeptionellen Präzisierung von „Zwangsarbeit“ bzw. „Sklavenarbeit“, zeigt Thonfeld, dass die Erinnerungen der Zwangsarbeitenden in der Ukraine und in Tschechien bis 1990/91 zwar von der dominanten Gedächtnispolitik der staatssozialistischen Diktaturen überformt wurden, die einseitig auf den „antifaschistischen“ Widerstandskampf – besonders der Kommunisten – abhoben und die Befreiung durch die sowjetische Armee glorifizierten. Jedoch bewahrten viele der ehemaligen Zwangsarbeitenden sogar in der „Verdachts- und Heimlichkeitskultur“ (S. 220), mit der sie in der UdSSR konfrontiert worden waren, zumindest in privaten Räumen ihre oft konträren oder zumindest anderen Erinnerungsnarrative. Dies trifft auch auf frühere Zwangsarbeitskräfte zu, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Frankreich zurückkehrten und dort schmerzhaft an die Kollaboration des Vichy-Regimes mit der deutschen Besatzungsmacht erinnerten. In Israel blieben die ehemaligen Zwangsarbeitenden in der Opferkonkurrenz sogar bis zur Gegenwart marginal, vor allem gegenüber den Überlebenden der Shoah und den Nachkommen der Ermordeten.

Vor diesem Hintergrund aktualisierte und veränderte das Entschädigungsverfahren, bei dem die Anspruchsberechtigten Nachweise für die Zwangsarbeit vorlegen mussten, ab der Jahrtausendwende die individuellen Erinnerungen der Zwangsarbeitskräfte. Darüber hinaus wurden sie – auch wegen der Entschädigungsleistungen – in ihren Heimatländern offenbar zumindest partiell rehabilitiert. Erstmals weckten sie nicht mehr nur die gesellschaftlich und politisch unerwünschten Erinnerungen an Niederlage, Besetzung und Kollaboration. Allerdings trägt zu dieser Verschiebung wohl auch der Einflussgewinn eines Erinnerns und Gedenkens bei, das den nationalen Rahmen

zugunsten universalistischer Normen relativiert (aber nicht überwindet), auf der Anerkennung grundlegender Menschenrechte basiert und unschuldige Opfer der nationalsozialistischen Repressions- und Vernichtungspolitik in den Mittelpunkt rückt. Die Auseinandersetzung mit diesem übergreifenden Bezugsrahmen hätte in der Studie noch systematischer erfolgen sollen, gerade weil die Darstellung überzeugend belegt, dass „sich im Fall der Zwangsarbeitererinnerungen ein Trend zu ihrer (Re-)Nationalisierung feststellen“ (S. 331) lässt. Zudem ist das methodische Problem, dass mediale Repräsentationen subjektive Erinnerungen beeinflussen, überlagern oder sogar prägen, mit dem pauschalen und z. T. spekulativen Hinweis auf die wechselseitige Beeinflussung beider Ebenen sowie auf das umstrittene „Urheberrecht“ (S. 20) keineswegs gelöst. Nicht zuletzt widerspricht der Hinweis auf die „bisweilen ungewöhnlich hohe Exaktheit persönlicher Erinnerungen“ (S. 19) grundsätzlich der Kritik des Verfassers an einer „bloß ontologischen Unterscheidung von objektivierbarer Wahrheit [...] und subjektivierter Unwahrheit“ (S. 14). Abgesehen von diesen Einwänden kann Thonfelds innovative und methodisch reflektierte Studie, die auch wegen ihrer klaren Darstellung überzeugt, nachhaltig empfohlen werden. Sie hat die vergleichende Forschung zum Umgang mit der Zwangsarbeit in Europa nach 1945 deutlich vorangebracht.

ARND BAUERKÄMPER

Berlin

VSWG 103, 2016/2, 259–260

Wolfgang Treue

**Abenteuer und Anerkennung. Reisende und Gereiste in Spätmittelalter und Früher Neuzeit**

Schöningh, Paderborn 2014, 377 S. (53 Abb., 22 Farbtafeln), 44,90 €.

Wolfgang Treue wertet in seiner Studie, der überarbeiteten Fassung seiner dem Fachbereich Geisteswissenschaften der Universität Duisburg-Essen vorgelegten Habilitationsschrift, eine Vielzahl gedruckt vorliegender Reiseberichte aus der Zeit von etwa 1400 bis 1700 aus. Das Buch entwirft ein weites Panorama der Versprachlichung und Deutung des Erlebens von Reisenden in der Vormoderne, die ihre höchst unterschiedlichen Erfahrungen in der Fremde schriftlich fixiert haben. So wie es für die zumeist männlichen Reisenden in der immer mobiler werdenden Gesellschaft des Untersuchungszeitraums zahlreiche Anlässe zum Aufbruch gab, etwa Wallfahrten, Gesandtschaften, Geschäftsreisen etc., so waren auch die Gründe für die Abfassung der Reiseberichte mannigfaltig. Treue macht in der Summe in diesen Berichten das Abenteuer als ein immer wiederkehrendes narratives Element aus und erkennt auch, dass die geschilderten Reiseerlebnisse zu gesellschaftlicher Anerkennung und persönlicher Profilbildung der Autoren beitragen sollten respektive konnten.

In seiner Einleitung bemüht sich der Autor um eine kritische Definition des Reisens im Untersuchungszeitraum und fragt nach den Gründen für das Entstehen der ihm als Quellen dienenden Reiseberichte, die schon an dieser Stelle ausführlich einbezogen werden. Deren Analyse erfolgt dann durchaus systematisch, jedes Kapitel eröffnet dem Leser, wie einleitend dargelegt wird, ei-

nen Einblick in spezifische Problemfelder des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Reisens. Jeder einzelne der mehr als 130 herangezogenen Berichte wird so, mal mehr und mal weniger umfangreich, komparatistisch ausgewertet. In der Einleitung und im Kapitel „Voraussetzungen“ verzichtet Treue freilich auf eine intensive Herleitung der Fragestellung sowie auf Hinweise auf das Zustandekommen des der Analyse zugrunde liegenden Textkorpus. Lediglich die Beschränkung auf Reiseberichte aus Europa (mit Schwerpunkt auf dem Heiligen Römischen Reich einschließlich der Niederlande sowie England, Frankreich, Spanien und Italien) und dem Osmanischen Reich in seiner ganzen Ausbreitung wird erläutert.

In die Analyse wird sinnvollerweise die Frage aufgenommen, wie Reisevorbereitungen und Aufbruch sowie die Rückkehr kommuniziert wurden. Im Wesentlichen aber stehen die Wahrnehmung und Deutung des Fremden sowie die Rückwirkung des Reiseerlebens auf die Selbstwahrnehmung des Reisenden im Mittelpunkt. Dabei werden insbesondere Sprachbarrieren und -kenntnisse, die Hinterfragung und Bestätigung topischer Wissensbestände über fremde Völker, religiöse und konfessionelle Aspekte, das Entstehen nationaler Stereotypen, die Darstellung von Frauen und die Unterschiede in der Küche thematisiert. Fernerhin werden die individuelle Wiedergabe der Reiseerlebnisse mit allen möglichen Widersprüchen in der Wertung der untersuchten Akteure beachtet und verallgemeinerbare Gemeinsamkeiten sehr behutsam hervorgearbeitet. Einige Kapitel enden mit nützlichen Zusammenfassungen von Teilergebnissen.

Unbefriedigend ist das in der ersten Fußnote geschilderte Vorgehen, in den Anmerkungen nur auf die zitierten Reiseberichte zu verweisen. Die benutzte Forschungsliteratur zum Reisen in der Frühen Neuzeit und zu den einzelnen Analysefragen wird allein im Literaturverzeichnis genannt. Konkrete Bezüge auf Forschungsdiskurse hätten sicherlich der Einordnung der zahlreich aus den Reiseberichten präparierten Einzelheiten gutgetan. So greift, um ein Beispiel anzuführen, die das einschlägige Kapitel einleitende Feststellung, dass „nationale Vorurteile keine Erfindung der Moderne“ (S. 203) seien und Konzepte von Nation „erst im 16. und 17. Jahrhundert zunehmende Verbreitung fanden“ (S. 203), zu kurz, vor allem verweisen die anschließend untersuchten Quellen auf mehr als „eine gewisse chronologische Entwicklung“ (S. 203).

Neben dieser grundsätzlichen Kritik lassen sich auch beckmesserisch Details wie folgende bemängeln: Fragwürdig erscheint die Rede vom „Deutschen Reich“ für den Untersuchungszeitraum. Es ist unglücklich, den Reisenden Khevenhüller aus dem späten 16. Jh. als „Österreicher“ zu bezeichnen. Warum „Strasbourg“ gegenüber „Straßburg“ in einem frühneuzeitlichen Kontext bevorzugt wird, erschließt sich nicht. Gleichwohl führt die durch stupende Kenntnis der Quellen beeindruckende Studie vor, wie der reisende Europäer des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit sich seiner selbst bewusst wurde. Die detailgetreue Darstellung und die quellennahe Sprache illustrieren gemeinsam mit der reichen und sorgsam ausgewählten Bebilderung eine europäische Gesellschaft im Umbruch, deren Reichtum und Vielfalt aus der Gesamtschau der Reiseberichte bewusst wird.

FRANK KLEINEHAGENBROCK  
Würzburg



VSWG 103, 2016/2, 261–262

Christina von Braun (Hg.)

**Was war deutsches Judentum? 1870–1933**

(Europäisch-jüdische Studien, Beiträge 24). De Gruyter Oldenbourg, Berlin/München/Boston, Mass. 2015, 325 S. (19 Abb.), 119,95 €.

Der Band vereinigt den Großteil der Vorträge, die bei der ersten internationalen Konferenz des Zentrums Jüdische Studien Berlin-Brandenburg im November 2013 gehalten wurden. Die Konferenz sollte das Zentrum in der Öffentlichkeit präsentieren und hatte daher eher eine „Schaufenster“-Funktion, als dass sie neue Forschungsfelder erkunden sollte. Dies ist dem Band deutlich anzumerken und stellt zugleich seine Stärke sowie seine Schwäche dar. Viele der Beiträge sind noch bis in die Diktion hinein als Vortragsmanuskripte zu erkennen, und die meisten bieten entweder allgemeine Reflektionen zur im Titel formulierten Frage oder Zusammenfassungen größerer, bereits publizierter Forschungsarbeiten. Bei mehreren Beiträgen handelt es sich – ohne dass dies im Band kenntlich gemacht wäre – um gekürzte oder überarbeitete Fassungen anderswo veröffentlichter Aufsätze.

Während der Band also dem Fachpublikum nur wenig Neues zu bieten vermag, so kann er doch für Studierende, für die interessierte Öffentlichkeit, aber auch für Vertreter anderer historischer Teildisziplinen als guter Einstieg in die Problematiken der modernen deutsch-jüdischen Geschichte dienen. Die übergeordnete Fragestellung „Was war deutsches Judentum?“ ist dafür ein sinnvoller Zugang, denn bei der Lektüre des Bandes wird schnell deutlich, dass die Debatte um die jüdische Identität, ob als Selbst- oder Fremdzuschreibung, hier eine zentrale Rolle spielte.

Der Band gliedert sich in fünf Abteilungen zu den Themenfeldern „Geistesgeschichte und das Vermächtnis der Religion“ (Frank Mecklenburg, Micha Brumlik, Rainer Kampling, Dominique Bourel), „Kulturgeschichte“ (Hildegard Frübis, Hannah Henriette Lund, Liliane Weissberg, David Jünger), „Wissenschaftsgeschichte“ (Susannah Heschel, Monika Richarz, Werner Trefß), „Politikgeschichte“ (Shulamit Volkov, Isabel Enzenbach) sowie „Wirtschaftsgeschichte und Sozialgeschichte“ (Gideon Reuveni, Christoph Kreutzmüller, Till van Rahden, Atina Grossmann). Die letztgenannte Abteilung dürfte nicht nur für die Leser dieser Zeitschrift besonders interessant sein, sondern beinhaltet auch diejenigen Beiträge, die am weitesten über einen bloßen Einblick in ihren jeweiligen Gegenstandsbereich hinausgehen.

Gideon Reuveni entwickelt die Grundzüge eines „kulturell-wirtschaftlichen Ansatzes“ (S. 226) in Bezug auf die deutsch-jüdische Geschichte und zeigt auf, welches Potenzial eine stärkere Berücksichtigung des Verhältnisses von Kultur und Religion auf der einen sowie Wirtschaft und Konsum auf der anderen Seite hat. Werden die wirtschaftlichen Aktivitäten der deutschen Juden als eine kulturelle Praxis verstanden, dann lassen sich daraus Erkenntnisse nicht nur über das Selbstverständnis dieser Juden gewinnen, sondern auch über die Funktionsweisen gesellschaftlicher Ein- und Ausschließungsprozesse. Christoph Kreutzmüller gibt dafür ein gutes Beispiel, wenn er die antisemitischen Angriffe auf jüdische Berliner Gewerbetreibende während der Weimarer Republik untersucht und zeigt, dass sich hier bereits Anfang der 1920er Jahre „die Bruchlinien einer – rassistisch definierten – Volkswirtschaft“ (S. 241) auftun.

In den Beiträgen von Till van Rahden und Atina Grossmann wird die Frage, was „deutsches



Judentum“ war, explizit ins Zentrum der Erörterung gestellt. Grossmann diskutiert, ob die Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung der Weimarer Zeit, in der besonders viele Jüdinnen und Juden aktiv waren, „jüdisch“ waren. Dabei reflektiert sie auf produktive Weise die Erfahrungen, die sie als Historikerin der Weimarer Frauenbewegung mit der bundesdeutschen Frauenbewegung gemacht hat. Rahden betont das Ausmaß der Integration der Juden in das deutsche Bürgertum des Kaiserreichs und stellt auf dieser Grundlage infrage, dass das deutsche Judentum mit dem Konzept der „Minderheit“ adäquat zu fassen sei. Auch wenn er damit dazu tendiert, die bestehenden Hierarchien in „eine Vielzahl von sich ständig verändernden partikularen Identitäten“ (S. 259) einzu-ebnen, so bietet seine These doch Stoff, um die Positionierung der Juden in der deutschen Gesellschaft jenseits von Essentialisierungen neu zu durchdenken.

Insgesamt verbindet alle Beiträge des Bandes die Überzeugung von der Konstruiertheit des „Jüdischen“. Deutlich wird ebenfalls, welche entscheidende Rolle die Marginalisierung und Verfolgung der Juden für diese Konstruktion spielten. Doch die Beiträge zeigen auch, dass mit dieser Feststellung die Frage, was „deutsches Judentum“ war, nicht erledigt ist, sondern erst beginnt.

STEFAN VOGT

Frankfurt

VSWG 103, 2016/2, 262–263

Christian Wieland

**Nach der Fehde. Studien zur Interaktion von Adel und Rechtssystem am Beginn der Neuzeit: Bayern 1500 bis 1600**

(Frühneuzeit-Forschungen 20). Bibliotheca academica, Epfendorf/Neckar 2014, 564 S. (59 Graphiken, 1 Karte), 78,00 €.

Der Verfasser analysiert in dieser 2009 in Freiburg vorgelegten Habilitationsschrift „die Frage nach dem Modernisierungs- oder Modernitätspotential des europäischen Adels in der Frühen Neuzeit“, um dieses sehr allgemeine Ziel zugleich wieder einzuschränken, denn regional erfolgt eine Begrenzung auf Bayern, und hier auf die landtagsfähigen Familien. Gerade das 16. Jh. erlebte eine Beschleunigung der Staatswerdung, für die dem Rechtssystem entscheidende Bedeutung zukam. Letztlich rückt also das Verhältnis zwischen den Gerichtssystemen des 16. Jh.s und dem Adel in das Zentrum der Untersuchung, wobei der Adel wiederum Gerichts- und Rechtssystem mitbeeinflusste. Selbstverständlich lässt sich dieses Jahrhundert als eine Transformationsperiode auch für den Adel werten. Es folgt eine Forschungsdiskussion, die sich stark auf Norbert Elias stützt. Wenngleich die Rechtsgeschichte sich häufig als Dogmengeschichte präsentiert (S. 39), zielt die vorliegende Studie doch vornehmlich auf die Verbindung von Rechts- und allgemeiner Geschichte, auf die Interaktion von Institutionen und Personen als dynamischem Prozess. Ebenfalls noch einleitend skizziert der Verfasser die Rahmenbedingungen, verweist auf Kompetenztrennung zwischen Herzögen und Adel seit dem frühen 14. Jh., welche u. a. die hohe Gerichtsbarkeit umfasst. Ebenso kann eine Professionalisierung der Zentralbehörden konstatiert werden, die sich durchaus auch kritisch zum

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

Finanzgebaren der Herzöge äußerten; daneben gewann der Geheime Rat an Bedeutung. Auch in Bayern nahm der Einfluss des Reichshofrats zum Ende des 16. Jh.s zu.

Breiteren Raum nimmt die Darstellung zur Entwicklung des bayerischen Adels mit seiner Binnendifferenzierung im 16. Jh. ein. In diesem Jahrhundert steigerte sich – nach dem Landshuter Erbfolgekrieg und wohl als dessen Folge – die Macht der Herzöge, ihre Herrschaft verdichtete sich, während der Adel zumindest teilweise an Macht und Einfluss verlor. Das folgende Kapitel setzt sich – wiederum stark theoretisch und abstrakt – mit der Justiznutzung durch den bayerischen Adel auseinander, verweist auf ein ambivalentes Verhältnis zur Reichsgerichtsbarkeit. Untersucht werden Verfahren vor dem Hofgericht Landshut, die eine Einordnung aber nur für Niederbayern erlauben, sowie vor den beiden Reichsgerichten. Für das Reichskammergericht lässt sich ein Schwerpunkt von 1550 bis 1650 erkennen, wobei die meisten Prozessbeteiligten der fränkischen Reichsritterschaft entstammten, die ohnehin aufgrund der teilweise vorhandenen Reichsunmittelbarkeit andere Strukturen aufwies. Zahlreiche Graphiken veranschaulichen bei stark unterschiedlicher quantitativer Basis diese Prozessbeteiligungen.

Im zweiten Hauptteil wendet sich der Verfasser in Form einer dichten Beschreibung zehn konkreten Verfahren vor den genannten Gerichten zu. Nunmehr gewinnt der Band bis zum Ende hin an Farbe, werden theoretische Überlegungen beispielhaft untermauert. Das letzte Hauptkapitel thematisiert adlige Handlungsräume in den Bereichen Familie, Untertanen, Nachbarn, Gewalt, Staat und Gericht. Deutlich wird eine zunehmende Inanspruchnahme der Gerichte, und dies selbst bei innerfamiliären Auseinandersetzungen. Ebenso versuchten etliche Adlige ihre Forderungen gegenüber den Hintersassen auszuweiten, von Leibeigenen sollte aber nicht die Rede sein. Gerade der Landadel wurde in die bayerische Staatswerdung durch die Übernahme von Ämtern eingebunden, während allgemein der Adel zwar die Traditionen öffentlich beschwor, sich aber in den Staat einfügte. Zumindest für den niederbayerischen Adel lässt sich bei aller Ambivalenz des Verhältnisses seine Integration in frühmoderne Staatlichkeit und besonders das Recht in seinen Ausformungen erkennen, wenngleich das Römische Recht zunächst keinesfalls begrüßt wurde. Offen bleiben muss jedoch, ob und in welchem Umfang dieser Befund vor dem Hintergrund spezifischer Gegebenheiten auf andere Regionen bzw. Territorien übertragen werden kann.

BERND FUHRMANN

Öhringen



VSWG 103, 2016/2, 264–265

Lothar Wieser

**„Das hiesige Land gleicht einem Paradies“. Die Auswanderung von Baden nach Brasilien im 19. Jahrhundert. Darstellungen und Quellen zur badischen Auswanderung / „Esta terra é um paraíso“. A emigração badense ao Brasil no século XIX. Relatos e fontes da emigração badense**

(Schriftenreihe der Badisch-Südbrasilianischen Gesellschaft, Karlsdorf-Neuthard 1).  
Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u. a. 2014, 414 S. (77 Abb., 11 Tab.), 29,80 €.

In 15 Abschnitten schildert Lothar Wieser die wichtigsten Etappen der badischen Auswanderung nach Südbrasilien. Einführenden vier Kapiteln zur Geschichte Brasiliens mit ersten Einwanderungen folgen Abschnitte über eine frühe Koloniegründung, die Auswanderungsgründe, die Auswanderungspolitik des Großherzogtums und die legale Auswanderungsprozedur, Agentenwesen, Reisebedingungen, Ansätze einer Statistik, Weiterreise im Zielland, Siedlungsgebiete von Badenern, Ansiedlungsbedingungen, die allgemeine Entwicklung bis 1900; der Band schließt mit einem Résumé (nicht: Resumée) und Ausblick. Mit vier Grußworten und 23 Sponsoren, je zur Hälfte Brasilianer und Badener, genießt das Buch breite Unterstützung.

Das Augenfälligste an ihm ist die Zweisprachigkeit. Nein, kein anderssprachiges *abstract* oder *summary*, sondern von Titel über Impressum und Inhaltsverzeichnis bis zu den Fußnoten erscheint die Fremdsprache gleichrangig mit dem Deutschen. Zentral natürlich der Text, der deutsch auf der linken Buchseite steht, auf der rechten befindet sich das – was eigentlich? – Portugiesische, Brasilianische, das brasilianische Portugiesisch? Bei nicht weniger als fünf Übersetzern aus dem Deutschen wäre wissenswert, wie sie jeweils ihre Zielsprache bezeichnen. Erklärt wird nur, es werde „durchweg die aktuelle Schreibweise benutzt“ (S. 388 f.). Während die mitgebrachte Sprache in einem Glossar für brasilianisch-portugiesische Einsprengsel einige Beachtung findet, steht rechts nur eine Übersetzung desselben Glossars, nicht etwa Germanismen in der Sprache der Mehrheit. Existieren etwa keine?

Es gibt eine nützliche Zeittafel für die politische Entwicklung Brasiliens und badische Einwanderungswegmarken. Sehr hilfreich für die visuelle Vorstellung von Überfahrt und Siedlung sind die zahlreichen, vorzüglich ausgewählten Illustrationen. Grundsätzlich bedauerlich ist dagegen das Fehlen eines Registers. Bedauerlich ist auch die rigide Einhaltung der Grenzen des Themas in Baden wie in Brasilien. Wenn schon kein Vergleich, so müsste sich doch ein Seitenblick auf die badische Nordamerika-Auswanderung fast aufgedrängt haben, ebenso ein knapper Hinweis auf die staatliche Subventionierung der Überfahrt von tausenden Badener Armen und Unerwünschten in die USA. Jenseits des Atlantiks wäre es wohl angebracht gewesen, mehr als eine kurze Erwähnung von Diskriminierung, Integration, Indigenen, Sklaverei und Rassenfragen allgemein zu bieten. Aus gutem Grund bleibt die Frage nach der Zahl der badischen Auswanderer nach Brasilien ungewiss.

Die legitime Frage, wie viele Badener im 19. Jh. nach Brasilien ausgewandert sind, ist nicht zuverlässig zu beantworten. Aus einem Gewirr bruchstückhafter Zahlen destilliert Wieser in einem Prozess, den er selber als „fast Kaffeesatzleserei“ charakterisiert, die Zahl 4.000, die kaum zu hoch gegriffen sei. Erstaunlich, was so wenige zuwege gebracht haben.

Ziel dieses Werkes sind offenbar nicht neue Erkenntnisse, sondern Informationsvermittlung,

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

vor allem an einen interessierten Leserkreis. Dennoch hat der Verfasser neben Sekundärliteratur auch viel Material aus badischen und brasilianischen Archiven verwendet. Das Resultat ist ein zuverlässiger, seriöser, gefällig geschriebener und klarer Überblick zu den Etappen der Badener Auswanderung nach Brasilien. Große Anerkennung verdient, dass in einem so stark und vermutlich auch interessiert subventionierten Buch, für das leicht der Verdacht aufkommen könnte, es laufe auf eine kritiklose Eulogie hinaus, gleichfalls die Schattenseiten der Brasilien-Auswanderung wie Ausbeutung, Betrug, Scheitern und die Härte der Urbarmachung des Waldes ohne Schönfärberei dargestellt werden.

WOLFGANG HELBICH  
Schnepfenthal (Thüringen)

VSWG 103, 2016/2, 265–266

Volker Zimmermann / Michal Pullmann (Hg.)

**Ordnung und Sicherheit, Devianz und Kriminalität im Staatssozialismus. Tschechoslowakei und DDR 1948/49–1989. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 3. bis 6. November 2011** (Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum 34). Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2014, 486 S., 69,99 €.

Der gewichtige Sammelband spiegelt in seinen knapp 20 Beiträgen die Ergebnisse einer Jahrestagung des Münchener Forschungsinstituts für die Geschichte Tschechiens und der Slowakei wider. Das Institut hatte im Jahr 2011 Wissenschaftler eingeladen, die sich mit Ordnung und Sicherheit sowie mit abweichendem Verhalten und Kriminalität jenseits von politischer Repression und Opposition in den staatssozialistischen Gesellschaften der DDR und der Tschechoslowakei von 1948/49 bis 1989 beschäftigten. Als Herausgeber des Bandes fungieren mit Volker Zimmermann vom Collegium Carolinum und dem Leiter des Prager Instituts für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Michal Pullmann, zwei renommierte Experten, die mit der Materie bestens vertraut sind. Sie verstehen Ordnung und Sicherheit sowie Devianz und Kriminalität zu Recht als „sich wechselseitig beeinflussende Deutungs- und Handlungsfelder“ (S. 2).

In diesem Sinne bietet der Band ein breites Spektrum an Themen, die sich mitunter als vergleichende Beiträge oder Beitragspaare gerieren. So beschreibt Václav Šmídkal Rolle und Aufgaben der sogenannten freiwilligen Helfer der Polizei in der Tschechoslowakei und in der DDR für die Zeit von 1952 bis 1989. Er weist u. a. nach, dass sich in beiden Staaten nicht wenige Bürger fanden, die mit ihrer freiwilligen Tätigkeit die polizeiliche Durchdringung der Gesellschaft unterstützten. Die in der Bevölkerung oftmals als „Spitzel“ wahrgenommenen Hilfspolizisten halfen beispielsweise bei der Bekämpfung von Kleinkriminalität, der Überwachung der Grenzgebiete und beim Kampf gegen „jugendliches Rowdytum“. Sie sollten offiziell für die Bevölkerung auch eine gesellschaftliche Beteiligung an der öffentlichen Verwaltung repräsentieren, die es freilich de facto nicht gab. Allein fünf Beiträge des Sammelbandes widmen sich Formen von Jugenddevianz und -krimi-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

nalität in beiden Staaten, wobei zwei von ihnen sich mit der Punkszene beschäftigen. Darin wird beschrieben, wie Jugendliche diesseits und jenseits des Erzgebirges den neuen Musikstil für sich entdeckten und zu welchen Auseinandersetzungen es dabei mit dem sozialistischen Ordnungsverständnis des Staates kam.

Bevor der Leser jedoch über Details zu den „Hobbypolizisten“, über die Jugendkriminalität, die Rolle der Polizei und ihrer Darstellung in Spiel- und Fernsehfilmen sowie über Formen der sozialistischen Wirtschaftskriminalität und des Drogenmissbrauchs vor allem in der Tschechoslowakei informiert wird, bietet der Band neben einer Einführung in einem ersten Themenblock auch „Grundsätzliches“ an. Dahinter verbergen sich Aufsätze von Thomas Lindenberger und den beiden Herausgebern, die sich mit dem sozialistischen Verständnis von öffentlicher Ordnung und Sicherheit, mit der Kriminalitätsentwicklung und der Kriminologie in der DDR und der Tschechoslowakei sowie mit den spezifisch tschechoslowakischen Implikationen der Gewalt für die Legitimierung der Parteiherrschaft in den 1970er und 1980er Jahren befassen. Alles was die Macht der Partei zu gefährden schien, darunter auch „Unordnung“, so stellen die Autoren fest, sollte im Keim erstickt bzw. langfristig bekämpft werden. Lindenberger bemerkt dazu treffend: „Im Hinblick auf ihre eigene Herrschaftsposition sind Kommunisten aus diesem Grunde unbedingte Sicherheitsfanatiker.“ (S. 16) Kriminalität und Devianz galten vor diesem Hintergrund generell als dem Sozialismus und Kommunismus wesensfremde, aus der „alten“ kapitalistischen Ordnung überlieferte oder neu aus dem westlichen Ausland importierte Phänomene. Realistischere Erklärungsversuche für die Ursachen von Kriminalität im Sozialismus wurden zwar von der Kriminologie in beiden Ländern angeboten, blieben aber letztlich ungehört.

Der empfehlenswerte Band liefert am Beispiel der Tschechoslowakei und der DDR nicht nur zahlreiche neue Informationen und Details zu einigen bisher unterrepräsentierten Forschungsfeldern, sondern er stellt auch bemerkenswerte Interpretationen zur Diskussion und macht auf Desiderate für weitere Forschungen aufmerksam.

RÜDIGER WENZKE

Potsdam

## D. Wirtschaftsgeschichte

VSWG 103, 2016/2, 266–268

Hubert Bonin

### **Les concessions hydroélectriques dans le grand Sud-Ouest. Histoire et débats, 1902–2015**

(Histoire et civilisations). Presses universitaires du Septentrion, Villeneuve-d'Ascq 2015, 292 S., 25,00 €.

Hubert Bonin chose to apply his portfolio of skills in business history to a fresh case study because an academic community of Bordeaux University, with the sponsorship of the Engie utility (the ex-GDF Suez), has been committed to the history and present developments of public services in a

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

broad South-Western area in France. The issue was to determine how “old-style” utilities submitted to a strong impulse and control by the State are changing into “globalised” ones, able to face competition all over Europe, and even to develop their strategy abroad.

The target was a utility earmarked to hydro-electricity, the roots of which are to be found in the *Pyrénées* mountains and also, later on, in the *Massif central*. The purpose of the founders of the SHEM-*Société hydroélectrique du Midi* was to supply energy to the locomotives of a regional railway firm, *Compagnie du Midi*, one of the six big rail-networks founded in the 1850s. Sure, at the scale of big railways, such a case-study might seem petty; but a first group of chapters is dedicated to the innovative processes which led the SHEM and *Compagnie du Midi* to assert themselves as beacons for the electric revolution from the start of the second industrial revolution.

The levers of this strategy were first the relatively weaknesses of the south-western area, far less rich than areas covered by *Compagnie du Nord* or the *Paris-Lyon-Méditerranée-PLM*, which fostered a cost-consciousness move, comprising electrification and a less costly energy than steam and coal. Investing upstream in dams and electricity networks and stations was the key technical turnaround. It supported also some kind of local system of production, with courses in engineering at the Toulouse university, the recruitment of engineers and technicians, a few plants to deliver railway and energy equipments, and teams of skilled workers to maintain the installations and circuits. Practicing this innovative strategy, the SHEM became, on a middle-sized scale of course, an emblematic representative of the revolutions occurring at the same time in Switzerland, in some German regions and in the French North-Alps (around Grenoble), and a sister-enterprise of *Compagnie du Midi*.

Enhancing this strategy and its effects, and avoiding “local history” and mere technical narrative, the book, without delving into new archives anyway, gave therefore sense to a story-telling PhD written by an ancient middle manager at the SHEM and also mobilised along this thematic demonstration several texts published by the railway and electricity historian Christophe Bouneau about the electrical productive system in France in the interwar period. But the book questions the 1910s–1930s years along present issues: the embeddedness of the SHEM in the communities of interests and local authorities, the constraints of environmental demands. One of them is the legal aspects because each dam was the result of a “concession” granted thanks to processes in economic public laws; as the basis of the third part of the book lies precisely on that topics, the arguments around the durability of these concessions for hydro-electrical utilities, the collection of data and dates for decades helps to understand the legacy of history and the path of dependency which present stakeholders have to follow or the break out.

Two radical changes could have changed the course of history for the SHEM. First its mother company was nationalised and amalgamated into the SNCF-*Société nationale des chemins de fer français* from January 1938; then the whole energy industry was nationalised in April 1946, except for the already publicly-controlled firms, the SHEM, and the CNR-*Compagnie nationale du Rhône* in the South-East. Throughout the *Pyrénées* and the *Massif central*, the SHEM had to face the powerful competition of EDF-*Électricité de France*, which was responsible for the main technological steps in the 1950s–1980s. The book relied on internal documents and overall electricity histories to explain how the SHEM could still preserve its very mission, that is to help SNCF completing its programme of electrification in the South-West and modernising its equipments and locomotives. It retraces how the affiliate had to balance its technical aspirations and its financial capacities, whilst

tackling a new issue, the management of human resources within the rules of a State-owned group and the constraints of negotiations with strong trade-unions. A mature middle-sized company had to reinvent its methods of management, but, on a far less flamboyant level than EDF, it succeeded to appear as a mobile and inventive entity which surpassed its big neighbour (in several mountain valleys) for the regional connections among local authorities, politicians and daily newspapers. The book couldn't then but grapple with the issue of the "identity" of the SHEM against its mother company SNCF and its competitor EDF. This history of technical and strategic paths reaches thus two new topics, the history of its enterprise culture, and that of its institutional image – even if it never had to communicate to customers except the SNCF because EDF had the monopoly of the commercialisation of power.

From history to present times, Bonin fixed as a mission to reconstitute how the SHEM escaped the destruction of the whole range of its legacy. Its owner SNCF sold it to the utility giant Suez, then GDF-Suez (now Engie); national and European competition resulted from the liberalization of the energy markets; and economic public arguments led to questioning the durability of the hydro-electric concessions. The SHEM had to become a mere supplier of power to its new owner, to anticipate the loss of some of its concessions, to fix its capability to confront free competition, whilst holding on to a social culture which could hinder its mobility and productivity.

Relying on a huge amount of press articles, on thick reports about energy and concessions policies and on interviews, the book opens doors to an acute assessment of "strategy as a practice", as one could say that such a revolutionised environment shaped the new strategy of an agile and reactive affiliate. It consisted mainly of the modernisation of big existing equipments, but also on a policy to intensify the exploitation of each river basin, conceived as a chain of small or middle sized dams and power plants. Cost-consciousness followed the way of intensifying the productivity and production of local systems in each valley, a permanent wave of investments to adhere to the requirements of the third industrial revolution, that demanded the training of human resources to manage automated equipments.

What is striking is the struggle for institutional communication and high-end expertise in economic public law. On one side, this regional company had to convince local stake-holders (environmental associations and lobbyists, local politicians, image prescribers) to join its side against "imperialist" European competitors or to resist the temptation of some kind of "mixed economy" to manage local systems of production. On the other side, teams of the GDF-Suez and now Engie group had to pile up technical documentation, data and arguments to prepare the concrete fighting to preserve concessions or even to gain some others more. The history of an energy business leads to a better understanding of present challenges (since the 2000s): the whole panel of managerial skills has to be scrutinized and mobilised in order to become a key player of energy in the next decade. Happily, as it commenced exemplifying the profile of an utter specialist in renewable energies, the present SHEM proves once more that business image is so much decisive as managerial and technical tool-boxes.

DENIS VARASCHIN  
Chambéry



VSWG 103, 2016/2, 269–270

Andrea Bonoldi u. a. (Hg.)

**Merchants in Times of Crises (16<sup>th</sup> to mid-19<sup>th</sup> Century)**

(Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 127). Steiner, Stuttgart 2015, 203 S. (17 Abb., 9 Tab.), 42,00 €.

Der aus einem Workshop im Jahr 2013 an der Universität Trient hervorgegangene Sammelband vereint acht Beiträge, die sich mit der Reaktion von Kaufleuten im transalpinen Handel (hauptsächlich zwischen Norditalien und den Handelszentren nördlich der Alpen) auf Krisen unterschiedlichsten Typs befassen. Ein einführender Beitrag von Giuseppe De Luca bemüht sich um eine historiographische Verortung dieser Krisen, die schon in der von vier (!) Autoren verantworteten Einleitung in ihrer Vielschichtigkeit und Komplexität benannt werden. Alleine jede der hier (S. 9 f.) dem externen Krisentyp zugerechneten Erscheinungen (klimatischer Wandel, politisch-militärische Konflikte, staatliche Eingriffe in das wirtschaftliche Geschehen, Krise des Handelssystems, Finanzkrisen) hätte einen eigenen Sammelband verdient, besser gesagt: erfordert. De Luca kann verständlicherweise nur einen sehr beschränkten Überblick über die Diskussion der vergangenen Jahrzehnte geben, konzentriert sich auf die italienische Literatur. Die durch die Thesen zur Protoindustrialisierung ausgelöste Debatte zum Beispiel bleibt ausgespart.

Edoardo Demo beschäftigt sich mit dem Wandel der Wirtschaft in der venezianischen *terra ferma* infolge der Verlagerung des Handels vom Mittelmeer zum Atlantik im 16. Jh. Er korrigiert das Bild einer stagnierenden bzw. sich im Niedergang befindenden großgewerblichen Produktion und zeigt die Fähigkeit des Handels zur Erschließung neuer Märkte. Christof Jeggles Beitrag über die italienischen Kaufleute in Nürnberg im 17. Jh. belegt zum einen die wachsende Bedeutung des Konsums von italienischen Zitrusfrüchten und anderen „welschen“ Produkten nördlich der Alpen. Zum anderen werden die durch diesen expansiven Handel aufbrechenden Konflikte hinsichtlich der Vermarktung dieser Produkte herausgearbeitet. Pierre Gervais beschäftigt sich mit den Strategien französischer Kaufleute im transatlantischen Handel während der englisch-französischen Rivalität um die Vorherrschaft im 18. Jh. am Beispiel des Zuckerimports am Beginn des Siebenjährigen Krieges. Marie-Claude Schöpfer untersucht anhand eines Handelshauses aus Brig während der napoleonischen Zeit die Bedeutung von Netzwerken zur Bewältigung krisenhafter Verhältnisse. Ähnliches zeigt der Beitrag von Francesco Vianello für ein venezianisches Handelshaus, das am Ende des 18. Jh.s den Ausfall eines Kapitalgebers verkraften musste. Auch Cinzia Lorandinis Studie über ein Trienter Handelshaus ist in der napoleonischen Zeit angesiedelt. Sie belegt ebenfalls einen hohen Grad an Flexibilität im Umgang mit den politischen wie institutionellen Verhältnissen. Markus Denzel sieht in seinem deutlich umfangreicheren Beitrag die Ursachen des Scheiterns einer Bozener Kaufmannsfamilie nach dem Ende der napoleonischen Ära in der mangelnden Anpassungsfähigkeit an die von der englischen industriellen Kapazität ausgehenden Herausforderungen. Andrea Bonoldis Artikel schließt inhaltlich wie auch zeitlich an Denzels Beitrag an. Er stellt den Niedergang der Bozener Messen und die Schwächung des hoch regulierten regionalen Handelssystems in der ersten Hälfte des 19. Jh.s in den Zusammenhang mit der Öffnung der Märkte nach dem Ende des Kontinentalsystems.

Jeder der kurz vorgestellten Artikel stellt einen wertvollen Forschungsbeitrag dar. Man hätte

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016



sich gleichwohl eine theoretische Verortung gewünscht. Dafür böte sich etwa die neue Institutionenökonomik für eine Reihe von Beiträgen an.

DIETRICH EBELING

Trier

VSWG 103, 2016/2, 270–271

Jens Ivo Engels u. a. (Hg.)

**Krumme Touren in der Wirtschaft. Zur Geschichte ethischen Fehlverhaltens und seiner Bekämpfung**

Böhlau, Köln/Weimar/Wien 2015, 215 S., 34,90 €.

Dieser Band, der die Beiträge einer Tagung der Herausgeber – Jens Ivo Engels, Andreas Fahrmeir, Frédéric Monier und Olivier Dard – im Jahr 2013 versammelt, die wiederum auf eine länger bestehende Kooperation im Themenfeld „Geschichte der Korruption“ verweisen können, weckt weitreichende Erwartungen für alle, die an dem in der Geschichtswissenschaft gerade erst aufblühenden Forschungsfeld der „Wirtschaftskriminalität“ interessiert sind. Diese Erwartungen werden jedoch überwiegend enttäuscht, was umgekehrt zeigt, wieviel konzeptionelle und empirische Arbeit auf diesem Feld noch zu leisten ist, das gerade in letzter Zeit wieder, mit dem Abgasskandal bei *Volkswagen*, an Tagesaktualität gewonnen hat.

Allein der Titel des Bandes weckt falsche Assoziationen, weil es um „krumme Touren“ – also die vielleicht klassischen Wirtschaftsdelikte im engeren Sinne wie Betrug, Gründungs- und Spekulationsschwindel, Täuschung, Fälschung, Insidergeschäfte, Auftrags- und Lizenzerschleichung etc. – gar nicht geht. Auch ist „ethisches Fehlverhalten“ nicht durchgängig Thema in diesem Band, und die Formen einer Nichtorientierung an ethischen Standards, die in einzelnen Beiträgen rekonstruiert werden, sind nicht unbedingt als kriminell zu bewerten, wenn auch als skandalös.

Eher könnte man sagen, dass der Band von seiner Anlage her überaus unentschlossen ist, was sein thematisches Zentrum sein soll. Er oszilliert zwischen „Korruptionsgeschichte“ und dem Abriss einer Geschichte der „Unternehmensethik“, die aber damit noch nicht zwingend auf Verstöße festgelegt ist, da zunächst bestimmt werden müsste, was denn „Unternehmensethik“, zumal in historischer Perspektive, überhaupt ist. Während die von Engels und Fahrmeir gemeinsam verfasste Einleitung eher auf den Problemkomplex „Korruption“ fokussiert, entwirft der einzige konzeptionelle Beitrag in diesem Band aus der Feder Jens Ivo Engels' und Julian Ostendorfs vor allem eine begriffliche Matrix zur Herausbildung sowie Verhandlung von unternehmensethischen Normen. Das ist notwendig und hilfreich, aber nur von begrenztem Nutzen, wenn es gerade um den Verstoß gegen moralische Standards geht. Um dem Unterfangen historische Tiefenschärfe zu verleihen, wäre auch zu bedenken, ob man der sehr aktualistischen Rhetorik von der „Unternehmensethik“, die in der Einleitung richtig als ein recht neues Marketinginstrument der Wirtschaft bezeichnet wird, nicht zu sehr aufsitzt, wenn man versucht, sie in ein geschichtswissenschaftliches Instrument zu verwandeln. Das gilt auch für die empirischen Fallbeispiele, die mit einer Ausnahme sämtlich

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

im 20. Jh. angesiedelt sind, wobei sich die französischen Beiträge auf die Zwischenkriegs- und die Kriegszeit (Vichy-Regime) konzentrieren.

Die Beiträge sind in sich interessant und erhellend, wobei vor allem auch die französischen Geschichten für die deutsche Diskussion bereichernde Facetten hinzufügen. Dort geht es freilich in keinem Fall um „ethisches Fehlverhalten“ in der Wirtschaft, sondern die Staatszentriertheit ist noch ausgeprägter als in den deutschen Fallbeispielen, was wiederum verstärkt verdeutlicht, dass „Korruption“ doch vor allem ein politisch geprägter Begriff ist. Aber leider wird der in der Erwähnung der deutsch-französischen Kooperation angesprochene Vergleich nirgends eingelöst. Und auch der konzeptionelle Rückbezug fehlt vollständig.

Es wird deutlich, dass der Begriff der „Korruption“ aus dem politischen Feld stammt und damit auch an der in der Einleitung angepeilten Schnittstelle zwischen Politik und Wirtschaft für eine Untersuchung der wirtschaftsspezifischen Kriminalität nur dann von Nutzen ist, wenn man ihn system-spezifisch analysiert. Andernfalls bleibt man bei der reichlich historisch überlieferten pauschalen moralischen Kapitalismuskritik stecken, die uns nur die Lektion erteilt, dass „Korruption“ in erster Linie ein propagandistisches Zuschreibungsvehikel war, ein Diskursphänomen. Allerdings wird auf die „neoliberalen“ 1980er und 1990er Jahre verwiesen, als umgekehrt unternehmerische Strukturen und Lösungen gegen eine durch Intransparenz, Überorganisiertheit und „Faulheit“ scheinbar gelähmte öffentliche Verwaltung ins Feld geführt wurden. Der lange gescholtenen „Korruption“ von Verwaltung und Politik durch das ungeschminkte Profitprinzip der privaten Wirtschaft setzte man hier die Norm der überlegenen „Effizienz“ entgegen, die eben auch nichts anderes als ein ideologisch überhöhter ethischer Wert war.

Die Sicht von der Seite der Politikgeschichte her bewirkt – trotz der in der Einleitung betonten Fokussierung auf die Seite der wirtschaftlichen Unternehmen – eine Unterbelichtung des Wirtschaftlichen, u. a. auch der Frage nach der Systemspezifität von „Wirtschaftskriminalität“ im Kapitalismus. Da bleibt noch viel zu tun. Immerhin gibt der vorliegende Band dazu einige Denkanstöße.

THOMAS WELSKOPP  
Bielefeld

VSWG 103, 2016/2, 271–273

Eibe Hinrichs

**Der Koerber-Plan. Wirtschaftspolitik als Integrationsfaktor für die Nationalitäten des Habsburgerreichs. Die Regierungszeit Ernest von Koerbers 1900–1904 aus wirtschaftlicher Perspektive**

(Europäische Hochschulschriften. Reihe 5: Volks- und Betriebswirtschaft 3434).

Lang, Frankfurt a. M. u. a. 2014, 423 S. (34 Abb.), 79,95 €.

Erwartungsvoll machte ich mich an die Lektüre von Eibe Hinrichs' Studie. Ich muss gestehen, meine Erwartungen sind enttäuscht worden, leider in vielerlei Hinsicht. Es handelt sich bei dem Buch um eine Dissertation aus dem Jahr 1998, diese Arbeit wurde keiner Überarbeitung unterzo-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

gen, keine einzige Publikation, die nach 1998 erschien, fand Berücksichtigung (darunter zentrale Werke, etwa die Arbeiten von Max Stephan Schulze und von Felix Butschek zur österreichischen Wirtschaftsentwicklung in den letzten Jahrzehnten der Habsburgermonarchie ebenso wie die Studien von Andreas Resch über Kartelle, um nur einige wenige Beispiele zu nennen). Selbst vor 1998 erschienene Veröffentlichungen (z. B. von David F. Good und von Richard L. Rudolph) fehlen im Literaturverzeichnis. Die von Hinrichs zitierten Daten zur österreichischen Industrieproduktion basieren auf (zweifellos verdienstvollen) Arbeiten von Bachinger und Matis aus den 1970er Jahren, sind aber mittlerweile mehreren Revisionen unterzogen worden. Es fehlen nicht allein neuere Ergebnisse zum Industrialisierungsverlauf in der Habsburgermonarchie, zu Wachstumsraten etc. – allerdings könnte man argumentieren, dass diese nicht im Mittelpunkt des Buches stehen. Inhaltlich zentraler jedoch ist der im Untertitel direkt angesprochene Aspekt der Funktion der Wirtschaftspolitik als Integrationsfaktor für die Nationalitäten des Habsburgerreichs. Hier findet sich jedoch keinerlei Literatur aus den angesprochenen Sprachräumen / Ländern zitiert. Hinsichtlich der vom Autor betonten – und aus meiner Sicht überstrapazierten – Gegenwartsrelevanz seines Beitrages zur Frage wirtschaftlicher Integration beruft er sich auf eine Arbeit von Breuss über die Integration von EG und EFTA aus dem Jahr 1990! Damit lässt sich meiner Einschätzung nach nicht mehr argumentieren.

Das Buch weist durchaus auch einige Meriten auf, einige Kapitel sind gut recherchiert und bieten wertvolle Hintergrundinformationen über politische Akteure, Gruppierungen etc. Doch viel Neues habe ich leider nicht gefunden und einiges scheint überinterpretiert. So sieht Hinrichs in Koerbers Vorstellungen die Idee eines friedlichen, prosperierenden und gleichzeitig vielvölkerstaatlichen Europas. Europa scheint mir in diesem Zusammenhang zu weit gegriffen, Koerber ging es allein um das Habsburgerreich. Dass seine wirtschaftspolitischen Vorstellungen dabei auf verstärkte Integration der Nationalitäten dieses Vielvölkerstaates abzielten, ist unumstritten (durchschlagende Erfolge blieben ihm diesbezüglich verwehrt, so dauerte die zunächst v. a. tschechische Obstruktion an und weitete sich sogar aus). Ebenso nicht in Abrede zu stellen sind die Leistungen der Regierung Koerber (wie die Reaktivierung des Parlaments, die Modernisierung der Verwaltung, die in die Zukunft weisenden wirtschaftspolitischen Ziele etc.). Unumstritten ist auch, dass Koerber letztlich mit seinen weitreichenden Infrastrukturplanungen scheiterte, weitgehend realisiert wurde das Eisenbahnbauprogramm, während die Wasserstraßenplanungen nicht verwirklicht wurden. Doch diese Einschätzung ist nicht neu, hier sind noch immer Harald Binders 1989 vorgelegte Forschungsergebnisse zur Wasserstraßenvorlage maßgeblich. Viel Lärm um wenig, so mein Fazit.

Nicht alle Kritik ist dem Autor anzulasten. Es zeigt sich wieder einmal, dass einige Verlage sich nicht mehr der Mühe unterziehen, die bei ihnen publizierten Manuskripte einem Lektorat zu unterziehen. Das Bemühen, Kosten zu sparen, führt zur Wiedergabe von Karten, die nahezu unleserlich sind (S. 21). Abbildungen wie jene auf den Seiten 110, 113, 115 oder 201 sind kaum lesbar, teils überholt und entstammen der Steinzeit des Computerzeitalters, selbst bei einer Diplomarbeit würde ich diesbezüglich Kritik anmerken, aber hier handelt es sich um ein 80 € teures Buch. Zahlreiche Schlampereien trüben die Lektüre. Trennungszeichen finden sich in der Mitte von Sätzen, zahlreiche Tipp- und Grammatikfehler sind unkorrigiert geblieben. Ich beschränke mich in meiner Aufzählung nur auf die ersten Seiten vor der Einleitung, die Liste der Fehler wäre viel länger! So beklagt Hinrichs in seinem Vorwort falsche Schreibweisen des Namens Ernest von Koerber, etwa Ernst

statt Ernest, Körper statt Koerber (S. X), auf S. XIII ist dann genau von Ernst (von Koerber) die Rede. Es finden sich Fehler wie Economic Bachwardness statt Backwardness (S. XV, ebenso S. 35), Association statt Association (S. XXI), falsche Genitive (des Habsburgerreich S. XV, S. 54, des Nationalismus', S. XV, S. 7), falsche Namensschreibweisen, z. B. Hörnick statt Hörnigk (S. XVI), falsche S-Schreibungen (umfaßt statt umfasst bzw. gewiß statt gewiss, S. XIII). Später ist vom Krimkrieg (S. 109) die Rede. Dies gereicht weder dem Autor noch dem Verlag zur Ehre.

PETER EIGNER

Wien

VSWG 103, 2016/2, 273–274

Ralf Roth / Colin Divall (Hg.)

**From Rail to Road and Back Again? A Century of Transport Competition and Interdependency**

(Modern Economic and Social History). Ashgate, Farnham 2015, 415 S., 136,68 €.

This is a fascinating book that focuses on the historical experience of the relation between the dominant land transports modes in the 20<sup>th</sup> century, namely railways and roads. It provides a (re-) assessment of the development of the two transport modes in the 20<sup>th</sup> century and explores the relation between them. The book is a rich anthology of essays presenting empirical data from cases in different European countries and the USA. As their unit of analysis, most authors adopt the subnational regional and national context. A few studies focus on an urban context (chapters by Mathieu Flonneau, Massimo Moraglio and Reiner Ruppmann). Finally, there is one comparative chapter on the development of the highway system in Europe (by Reiner Ruppmann). Chronologically, the majority of the essays focus on the interwar years, which are considered the years of the modernisation of the road networks and expansion of road services across Western Europe and the USA.

There are two sub-themes around which the essays are organised: in the first part of the book the contributions focus on the “competition” between the two transport modes, rails and roads (often referred to in literature also as the “coordination debate”). The authors analyse governmental policies and the regulatory context but also the reaction of the railway administrations and various interests groups on the expansion of road networks and the proliferation, albeit to a limited yet scale, of road transport services. As the experiences of the United Kingdom and Germany have shown, governmental regulation, or the lack of it, have been a crucial factor influencing the development of the two systems (chapters by Roy Edwards, Colin Divall and Richard Vahrenkamp). Further contributions point out the importance of understanding the relationship between the two transport systems as one of complementarity and interdependency: road services often developed as complementary to existing railway services, offering for example “door to door” services for the transport of goods. There are a few chapters on the history of the container in the UK, Continental Europe and the USA. The authors of these chapters (Keith Harcourt, Terry Gourvish and Albert

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

J. Churella) discuss the rise and diffusion of the container since the interwar years as an important innovation that made it possible to “bridge” the two transport systems.

The second part of the book is comprised by accounts of the modernisation of road networks and the creation of modern highway networks (or in German *Autobahn*) in Europe and the USA in the 20<sup>th</sup> century. Bruce E. Seely, for example, presents an account of the development of the highway network in the USA, the biggest public work undertaken ever. Seely, in his refreshing account, analyses the development of America’s highways (or “freeways”, as engineers preferred to call them) as a sociotechnical system that came about through incremental changes lasting approximately a century. Ruppmann provides a comparative study of the development of highway networks in continental Europe, while Peter Merriman discusses the modernisation of Britains’ road networks, a process that started in the second half of the 1930s, triggered by the German experience with the *Autobahn*. The modernisation of British roads became possible in the aftermath of WWII. By the late 1960s, motorways in Great Britain, according to Merriman, have become an integral element of British mobility. Finally, these accounts of the motorway network are complemented by an analysis of how the development of transport modes have historically influenced urban settings: in his second contribution, Ruppmann argues that the construction and operation of the first *Autobahn* around the city of Frankfurt am Main has been one of the factors that contributed into making Frankfurt an important transport node within Europe. Two accounts on modal “competition” in an urban setting round off the discussion on this topic: Mathieu Flonneau analyses the case of automobile dominance in relation to the changing public transport regime in interwar Paris; Massimo Moraglio presents the “success” story of the tramways as carriers of public in the city of Turin in the 20<sup>th</sup> century. Interestingly, these two accounts show how the post-WWII outcome of modal competition, from a contemporary perspective, has been different than envisioned in the interwar years: despite the enthusiasm for the automobile, the option of light rail as an efficient and environmentally friendly means of public transport has been revived in the last decades.

To sum up, the essays are written by leading scholars in the field of transport history from Europe and the USA. The new empirical material brings new insights into the discourse on intermodal competition that enrich our understanding of the emergence of the rail and road transport systems in the Western world in the 20<sup>th</sup> century. Furthermore, the contributors often challenge established assumptions in our understanding of the history of these two transport systems, such as the 19<sup>th</sup> century dominance of railways over other transport modes and the widespread pessimism over the future of rail transport. As Ralf Roth notes, in the last two decades we have seen a “renaissance” of rail transport that has grown in niche markets, such as a provider of high speed services, as a carrier of containerised freight traffic across long distances and as providers of environmentally “friendly” mobility. Furthermore, intermodality becomes increasingly relevant in our days, as mobility experts are seeking for “intelligent combinations”. Overall, this book comprises an excellent contribution to the existing body of literature on transport history, but also to anyone interested in economic history, and the history of technology in Europe and the United States.

IRENE ANASTASIADOU

Berlin

VSWG 103, 2016/2, 275–276

Florian Schui

**Austerität. Politik der Sparsamkeit: Die kurze Geschichte eines großen Fehlers**  
Blessing, München 2014, 256 S., 19,99 €.

Dies ist ein Buch mit einer klaren These: Die Austeritätspolitik, wie sie in den Industriestaaten Europas sowie Nordamerikas durchgeführt und diskutiert wird, sei „ökonomisch gescheitert“ (S. 9). Sie sei „ein großer Fehlschlag“ und habe ihre Ziele nicht erreicht (S. 231, 19). Dafür gebe es „überwältigende Beweise“ (S. 23). Wo sie strikt angewendet wurde, sei die Lage häufig schlechter als dort, wo das weniger der Fall war (ebd.). Deutschland sei nur scheinbar eine Ausnahme, denn ohne Austerität wäre die Lage dort sicher besser (S. 9–13). Für die heutigen Austeritätsmaßnahmen gebe es keine überzeugende wirtschaftliche – und auch keine zwingende moralische oder politische – Argumentation (S. 231).

Woher kommt dann ihre breite Unterstützung? Der Autor meint, die Befürworter der Austerität beriefen sich meistens „auf die Moral und die Politik“. Kritiker dagegen würden die Sprache der „wirtschaftlichen Effizienz“ benutzen (S. 24 f.). Ein großer Teil des Buches erläutert die historischen Hintergründe der Moral der Austerität. Das ist sicher interessant. Ich werde mich hier aber auf Schuis Behauptungen über ihre ökonomischen Konsequenzen beschränken, denn die machen sein Buch kontrovers.

Was eine Politik der Austerität beinhaltet, bleibt bei Schui vage. Sie bringt auf jeden Fall Kürzungen bei den Staatsausgaben mit sich, verlangt im Kern meist eine Form des „Konsumverzichts“ (S. 20 f.). Was wäre die Alternative? Auch hier ist der Autor nicht sehr explizit, aber es ist offenkundig, dass Keynes sein Held ist, wenn es darum geht, Krisen zu bekämpfen und Wachstum zu erzeugen. Schui ist zuversichtlich, dass mehr Geld mehr Wachstum bringt (S. 85, 89, 90). Die Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre war nach seiner Überzeugung eine Strafe für exzessive Sparsamkeit (S. 115). Sie wurde überwunden „durch mehr Konsum“ (S. 145). In den Jahrzehnten nach dem Krieg erzeugte der Keynesianismus ein starkes und stabiles Wachstum, „wie er versprochen hatte“ (S. 173, sic! PV). Auch in der heutigen Krise könnten, laut Schui, „[d]ie richtigen Maßnahmen – die wichtigste vielleicht die Beendigung der Politik der Sparsamkeit – [...] relativ schnell wieder ein erhebliches Wachstum erzeugen“ (S. 214). Sparen hingegen ist stets kontraproduktiv. In den 1930er Jahren brachte es Hitler an die Macht. Die „neoliberale Revolution“ der 1970er und 1980er Jahre verschärfte die damalige Krise nur (S. 166, 173, 179).

Für Schui sind dies alles anscheinend unbestrittene Tatsachen. Für viele Wirtschaftshistoriker nicht. Ich frage mich zum Beispiel, ob es jemals irgendwo eine wirklich keynesianische Budgetpolitik gegeben hat. Seit dem Zweiten Weltkrieg haben Staaten im Westen fast ausnahmslos immer mehr ausgegeben und immer mehr in die Wirtschaft eingegriffen. Schui fragt sich nie, ob Keynes' Therapie noch ‚aktuell‘ ist. Die Staatsausgaben liegen in den entwickelten Ländern heute bei durchschnittlich 50 Prozent des BIP, mehr als doppelt so hoch wie in den 1930er Jahren. Keynes selber hielt eine Steuerquote von 25 Prozent des BIP für „about the limit of what is easily borne“. Schui fragt sich auch nie, was zu tun sei, wenn das empfohlene ‚deficit spending‘ nicht oder nicht schnell genug funktioniert, was in vielen Ländern schon lange der Fall ist, und ob es in solchen Fällen nicht auch moralisch problematisch wäre, Schulden einfach an die nächsten Generationen weiterzugeben. Deflation ist oft sehr gefährlich, aber ist Ausweitung der Geldmengen immer harmlos?

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

Deutschlands Hyperinflation in den 1920er Jahren zerstörte sehr schnell die deutsche Mittelschicht. ‚Quantitative easing‘ könnte das Gleiche heute langsam tun. Die Kritik am ‚aufgeblasenen‘ Wohlfahrtsstaat der 1970er und 1980er Jahre sowie am „hohen“ Steuerniveau erscheint bei Schui lediglich als ideologisch. Mehr Staatsinterventionen und -investitionen hätten die Stagflationskrise beenden können (S. 176–179). Etwaige Nachteile von oder Schranken für einen interventionistischen, ausgedehnten Staat werden nicht erwähnt. Aus welchem Grund Schui dem Staat so sehr zutraut, als wirtschaftliches Wundermittel zu wirken, bleibt unklar. Hayeks diesbezügliche Kritik wird – unzulässigweise – als fast ausschließlich moralisch dargestellt.

Was Schuis These völlig den Boden entzieht, ist die Tatsache, dass er zwar andauernd behauptet, Austerität sei schlecht, aber nie zeigt, in welchem Ausmaß und in welchen Bereichen es sie wirklich gibt und warum sie schlechter sei als andere Ansätze. Man könnte die Austerität einer Regierungspolitik zeigen anhand von abnehmenden – nominalen oder effektiven – Staatsausgaben, steigenden Budgetüberschüssen oder sinkenden Staatsquoten (Ausgaben / BIP). Schui aber nennt überhaupt keine Zahlen. Das braucht die Leser nicht zu wundern: Zahlen, die seine These wirklich untermauern, gibt es nicht. Regierungen (ebenso wie Privatpersonen und Firmen) in den meisten Ländern der heutigen EU sind nicht nur seit vielen Jahren hoch verschuldet – eine Entwicklung, die lange vor der Krise von 2008 begann –, sondern sie geben auch noch immer fast alle und fast immer mehr aus als sie an Einkommen erzielen. Seit den 1960er Jahren sind außerdem ihre Staatsquoten beinahe ununterbrochen – auch nach 2008 – gestiegen, oft auf nahezu das Doppelte. Der Staat ist in dieser Zeit nie wirklich kleiner geworden.

Schui regt sich auf über eine nicht-dokumentierte sowie nicht-existierende Austerität. Er möchte deren (nicht-existierende) Konsequenzen damit bekämpfen, dass der Staat ‚mehr‘ ausgibt und ‚mehr‘ interveniert, obwohl die Regierungen schon riesige Defizite haben, tief verschuldet sind und der Staat in vielerlei Hinsicht prominenter anwesend ist als je zuvor. Laut Schumpeter enthält die „Ökonomik“ Wirtschaftsgeschichte, -theorie, -soziologie und Statistik. In diesem Buch fehlen sie alle.

PEER VRIES

Wien

VSWG 103, 2016/2, 276–277

Ulrike Stursberg

### **Innovation auf dem Rhein. Das Ende der Treidelschiffahrt**

(Kleine Schriftenreihe des Düsseldorfer Geschichtsvereins 3 / Schriftenreihe des SchiffahrtsMuseum Düsseldorf 4). Klartext, Essen 2015, 120 S. (55 Abb., 9 Tab., 11 Diagramme), 7,00 €.

Die Transportschiffahrt auf europäischen Flüssen hat in den letzten zwei Jahrtausenden drei grundlegende Neuerungen erfahren: Die erste war die Einführung der Treideltechnik durch die Römer. Mit ihr war es erstmals möglich, Lastkähne gegen den Strom zu bewegen. Auf so genannten Leinpfaden wurden sie von Menschen oder Tieren vom Ufer aus gezogen. Die zweite radikale Innovation war die Einführung der Schleppschiffahrt in der ersten Hälfte des 19. Jh.s. Die dritte war der

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016

Wechsel von der Schlepp- zur Schubschiffahrt, der am Rhein in den 1950er Jahren einsetzte und u. a. zu einem enormen Verlust von Arbeitsplätzen führte.

Unter wirtschaftspolitischen und sozialen Aspekten war die zweite Innovation zweifellos die folgenreichste. Ihr widmet Ulrike Stursberg ihre Magisterarbeit, die jetzt als kleine Monographie erschienen ist, und die – um es vorweg zu nehmen – unbedingt lesenswert ist. Dies gilt besonders für den ersten Teil, der auf 55 Seiten einen sehr informativen und detaillierten Überblick über die Treidelwirtschaft am Rhein gibt. Die Bandbreite reicht von der Technik des Schiffsziehens mit Pferden über die einzelnen am Treideln beteiligten Berufsgruppen bis hin zu dem komplizierten Zoll- und Abgabewesen sowie den Organisationsstrukturen der Beteiligten in Gilden, Vereinen und Zünften.

Der zweite Teil widmet sich der Einführung der Dampfschiffahrt, die am Rhein 1816 einsetzte. Nicht nur technische und finanzielle Hürden mussten überwunden werden, es galt auch, die neue Technik in das bestehende rigide System der Rheinschiffahrt zu integrieren, wo beispielsweise die Schiffergilden weitreichende Monopole und einzelne Städte Stapelrechte besaßen. Erst die Mainzer Rheinschiffsahrtsakte von 1831 befreite die Schiffahrt auf dem Rhein von solchen Hindernissen, was besonders auch für die aufstrebende Dampfschiffahrt von Vorteil war. Weil sie zunächst hauptsächlich der Personenbeförderung und dem Postwesen diente, war sie für die mit Treideltechnik verbundene Transportschiffahrt noch keine ernsthafte Konkurrenz. Das änderte sich erst, als die Dampfer auch zum Schleppen von Segelschiffen eingesetzt wurden. Nach ersten Versuchen in den 1820er Jahren war die Technik schließlich in den 1840er Jahren soweit gereift, dass Dampfschlepper die Treidelwirtschaft verdrängten. Segelschiffe wurden nun nicht mehr von Pferden, sondern von Dampfern zu Berg gezogen, und ein neuer Schiffstyp, der Schleppkahn, wurde eingeführt. Die neue Technik war wirtschaftlicher und konnte Massengüter deutlich schneller befördern. Das Dampfergeschäft konnte nur von kapitalkräftigen Aktiengesellschaften oder Großindustriellen wie Stinnes und Haniel betrieben werden. Sie verdrängten ein Jahrhunderte altes Gewerbe. Da half auch der Aufstand der Schiffszieher im Revolutionsjahr 1848 nichts. Ihre Schüsse mit Gewehren und Kanonen auf die Dampfer blieben weitgehend wirkungslos. Stursberg betrachtet auch die Einführung der Dampfschiffahrt aus der Perspektive der zugrunde gehenden Treidelschiffahrt. So gesehen ist es die vollständige Geschichte der Treidelschiffahrt am Rhein, zusammengefasst nach dem aktuellen Stand der Forschung. Und so gesehen sind auch Titel und Untertitel der Untersuchung leicht irreführend. Es geht auch um die Innovation auf dem Rhein durch die Dampfschiffahrt, aber eben nicht nur um das Ende der Treidelschiffahrt.

Das Buch ist auch für Laien gut lesbar, enthält z. B. ein Glossar der Fachausdrücke und ist in hervorragender Qualität üppig bebildert. Den guten Eindruck stören ein paar Fehler nicht. Die Abbildung auf Seite 83 zeigt nicht den „Ruhrorter Hafen 1848“, sondern den Duisburger Innenhafen mit Minoriten- und Salvatorkirche (ursprünglich von L. Rohbock und G. Heß). Merkwürdig auch die Schreibweise der Nederlandsche Stoomboot Maatschappij, die nur zweimal ausgeschrieben vorkommt (ansonsten abgekürzt NSM), nämlich auf Seite 58 als „Nederlandse Stoomboot Maatschappai“ und im Glossar als „Nederlandse Stoomboot Maatschappij“. Beides ist falsch. Schließlich lässt eine Bemerkung auf Seite 16 den Rezensenten etwas ratlos zurück: „Kleine, leichte Nachen wurden und werden noch heute bei Bedarf auf allen Rheinabschnitten von der eigenen Besatzung getreidelt.“ Wer hat das schon einmal beobachtet?

BERNHARD WEBER

Duisburg

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2016